Sammlung

ausgewählter Schriften

von

Heinrich Conscience.

Aus dem Vlämischen.

Sechs und fünfzigstes Bändchen.

Münster, 1874.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

Der
Kaufmann von Antwerpen.

Erzählung

von

Heinrich Conscience.

Münster, 1874.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

I.

Ein kurzes Hornsignal erklang auf dem Bahnhof zu Mecheln, und der eben von Brüssel angekommene Zug setzte seine Fahrt nach Antwerpen fort. Das eiserne Pferd, vor etwa dreißig Wagen gespannt, stöhnte eine Zeitlang wie in krampfhafter Anstrengung, bald aber hatte es allen Widerstand siegreich überwunden und schoß mit Blitzesschnelle triumphirend durch die Felder dahin.

Ungeachtet des, durch den davoneilenden Zug hervorgebrachten, bedeutenden Geräusches vernahm man deutlich die hellen Töne fröhlicher Stimmen.

Der vorletzte Wagen war angefüllt mit Leuten, die wahrscheinlich eine Lustfahrt nach der Hauptstadt unternommen und dort mit besonderem Glück sich an einem Preisschießen betheiligt hatten. Die Meisten hielten ihre Bogen noch in der Hand, zwei schwangen beständig mit großem Eifer eine silberne Kaffekanne und ein eben solches Milchtöpfchen in der Luft und beinah alle Andern trugen kleine silberne Theelöffel im Knopfloch.

Ihr unerwarteter Sieg, und die Getränke, die sie genossen hatten, um ihn zu feiern, verursachten bei ihnen eine ganz unsinnige Freude. Sie sangen und lärmten unaufhörlich und erzählten einander mit lauter Stimme von ihren ausgeführten Heldenthaten.

Eine einzige Persönlichkeit, die in einer Wagenecke lehnte, schien nicht zur Gesellschaft zu gehören. Es war ein junger Herr, sehr sorgfältig in Schwarz gekleidet, dessen äußere Erscheinung wenn auch nicht Reichthum, so doch eine gewisse Wohlhabenheit vermuthen ließ. Sein Frack war vom feinsten Tuch, das Halstuch künstlich geknotet und die glänzenden Handschuhe ließen Finger erkennen, die nicht an schwere Arbeit gewöhnt sein konnten.

Da er meist vor sich hinsah und zuweilen still lächelte, so hatte einige der lustigen Bogenschützen anfangs die Lust angewandelt, ihren Spott mit ihm zu treiben; nachdem er aber den Kopf erhoben und seine Reisegefährten angesehn hatte, waren sie alsbald auf andere Gedanken gekommen und ohne selbst zu wissen warum, fühlten sie sich zur Achtung, ja Ehrerbietung gegen ihren unbekannten Genossen gezwungen.

Gewiß, die Züge des jungen Mannes waren sehr regelmäßig, das schwarzkrause Haar umschloß in dichten Locken seine Stirn, und seine Wangen zeugten vom reinsten Blut; was aber die fröhlichen Schützen am meisten überraschte, das war etwas Eigenthümliches in seinen großen dunkeln Augen, ein Blick voll Feuer, Selbstvertrauen und Stolz und doch wieder so sanft, so offen und gut, daß er unfehlbar Jeden für sich einnehmen mußte.

Die Bogenschützen hatten eben mit neuem Eifer zu singen begonnen, und der junge Mann saß träumerisch in sich versunken, als der Zug die Station Duffel erreichte und still hielt.

Jubelnd und schreiend verließ die fröhliche Gesellschaft den Wagen, wieder ertönte das Horn — und der Zug braus'te weiter.

Ein Lächeln erfüllte das Gesicht des Jünglings; überrascht durch die plötzliche Einsamkeit blickte er im Wagen umher; dann richtete er

sich auf und holte aus der Brusttasche seines Fracks eine Brieftasche hervor, er öffnete sie, und nahm ein Päckchen Bankbillets heraus, das er wiederholt durchblätterte und zählte, während ein Strahl von Glück und Freude seine dunkeln Augen belebte.

Nachdem er die Brieftasche wieder sorgfältig geborgen, legte er die Hand an die Stirn, wie um seine ganze Denkkraft auf einen einzigen Gegenstand zu richten, — und beglückende Bilder mußten es sein, die seiner Seele vorschwebten; „Felicitas" flüsterte er fast unhörbar, und doch färbte das eine Wörtchen seine Wangen dunkelroth.

Das schrille Pfeifen der Locomotive weckte ihn aus seinen Träumen; man war in Contich angekommen, der Zug hielt dort nur einen Augenblick, schon war das Signal zur Abfahrt gegeben, als plötzlich die Wagenthür aufgerissen wurde und ein Reisender auf den Tritt sprang.

„Sieh da, Freund Franz?" rief der junge Mann seinem neuen Gefährten zu.

Dieser aber, sichtlich mißvergnügt und unzufrieden über das Begegnen, beantwortete keineswegs den Gruß, ja er trat sogar zurück, in der Absicht, einen andern Platz zu suchen. Da der Zug sich indessen schon in Bewegung gesetzt hatte, schob ihn der Schaffner gegen seinen Willen in das Coupee, und so sah er sich genöthigt, neben Jenem, der ihn so freundlich begrüßt hatte, Platz zu nehmen.

Der Neuhinzugekommne war gleichfalls ein junger Mann von angenehmem Aeußern, mit blonden Haaren, und gut, wenn auch nicht so sorgfältig wie sein Gefährte, gekleidet.

Der Letztere, erstaunt über den bittern Ausdruck und das Stillschweigen des Andern, sah ihn verwundert an und fragte dann lachend:

„Aber, Franz ich täusche mich wohl? Du

scheinst ärgerlich auf mich zu sein? Wie ist das nur möglich? Ich freue mich, Dir endlich einmal zu begegnen; wo hast Du nur gesteckt? seit drei Wochen haben wir uns nicht gesehn!"

„Laß mich in Ruhe," brummte der Angeredete grimmig.

„Am Montag wollte ich Dich schon aufsuchen, da Du gar nicht mehr auf unser Büreau kommst . . ."

„Lieber versäume ich die Gelegenheit ein gutes Geschäft zu machen, als daß ich mich der Gesellschaft eines falschen Freundes aussetzte; Gott weiß, ob ich im Stande sein würde, meinen Zorn zu bemeistern."

„Aber was hast Du nur in aller Welt? Ich soll ein falscher Freund sein? Da muß ein Mißverständniß obwalten, denn ich weiß absolut von nichts! Uebrigens verurtheilt man doch einen langjährigen Freund nicht, ohne ihn vorher zur Rechenschaft gezogen zu haben."

Die Ruhe, mit der diese Worte gesprochen wurden, schien den Andern nur um so mehr zu reizen; er erbleichte, seine Lippen zitterten und heftig stieß er das Wort „Heuchler" hervor.

„Heuchler? das sagst Du mir? Welche Verblendung beherrscht Dich, Franz? Laß uns doch nicht ohne Grund Feinde sein, ich weiß mir durchaus nichts vorzuwerfen."

Mit verbißnem Aerger entgegnete Franz:

„Nicht wahr, Raphael, die Tochter des Gewürzhändlers Spelt ist ein hübsches Mädchen?"

„Gewiß, ein schönes Mädchen."

„Und liebenswürdig?"

„Sehr liebenswürdig."

„Glücklich wäre derjenige, der sie zur Frau bekäme?"

„Ohne allen Zweifel; sie hat viel Verstand und ein gutes Herz.“

Ein heiseres Lachen entrang sich bei diesem Lobe Raphaels seinem von Eifersucht gequälten Freunde.

„Und ihr Vater hat Geld!“ rief er höhnisch, „sie ist eine vortreffliche Parthie. Durch eine Verbindung mit ihm erhält ein Comptoirist die nöthigen Mittel, selbst Kaufmann zu werden. Es lohnt sich also wohl der Mühe einen Freund zu verrathen und sein Leben für immer zu vergiften, nicht wahr, Herr Raphael Banks?“

„Ich verstehe Dich nicht, Du scheinst von Sinnen,“ erwiderte dieser mit kaum verhaltener Ungeduld.

„Von Sinnen komme ich gewiß noch, aber nicht ohne vorher Rache genommen zu haben,“ rief Franz verzweifelnd; „meine Eltern und die Lucia's waren Freunde, sie hat als Kind immer bei uns gespielt, wir sind zusammen erzogen und sollten durch eine Heirath verbunden werden. Unsere gegenseitige Liebe ist gewachsen bis zu diesem Tage; ich bin Mäkler geworden, habe gearbeitet, gewirthschaftet, mich geplagt und so die Mittel erkämpft, meiner Frau eine sorgenfreie Existenz zu gründen. Und in diesem Augenblicke da ich das Ziel meines Lebens erreicht zu haben glaubte, da kommt mein Freund dazwischen, und Alles ist vernichtet! Er drängt sich ein in das Haus, bestrickt den Vater, und schiebt sich an meine Stelle, ohne zu bedenken, daß er mir einen tödtlichen Schlag dadurch versetzt. Aber ganz so leicht soll es doch nicht ablaufen, es werden noch schreckliche Dinge geschehn, ehe mein Unglück besiegelt ist.“

Ein stilles Lächeln spielte in Raphaels Zügen, als er zur Antwort gab:

„Du hast Kummer, Franz, das sehe ich wohl; eigentlich sollten Deine kränkenden Worte mich beleidigen, aber Du bist immer ein zu guter Junge gewesen und so kann ich nur Mitleiden gegen Dich hegen. Es ist übrigens ein ganz unbegreifliches Mißverständniß, das Dich so gegen mich aufgebracht hat, Deine Anklage entbehrt auch den leisesten Schein von Wahrheit."

„So sag', daß Du Lucia nicht liebst!"

„Ich habe große Achtung vor ihr, liebe sie indessen durchaus nicht."

„Wenn aber ihr eigner Vater Dir ihre Hand anböte, so würdest Du sie eiligst annehmen, nicht wahr?"

„Nein, Franz, ich würde sie zurückweisen."

„Das schöne Mädchen? verständig und gut? und mit ansehnlichem Vermögen?"

„Wäre sie noch viel schöner, und besäße ihr Vater zehnmal mehr Geld, ich würde mich doch unerbittlich zeigen."

Beide schwiegen eine Zeitlang; Franz schien die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er seinen Freund unschuldig angeklagt hatte.

„Ist es wirklich Dein Ernst?" murmelte er endlich, mit freudestrahlenden Augen.

„Kennst Du mich nicht als einen wahrheitliebenden Menschen?" fragte Raphael zurück. „Setzest Du Vertrauen in mein Ehrgefühl? Nun, so erkläre ich Dir noch einmal, daß Dein Verdacht vollständig grundlos ist, daß Du Dich durch leere Hirngespinnste hast täuschen lassen, hier meine Hand darauf!"

Franz ergriff eifrig die ihm dargebotne Hand und rief voller Freude:

„Hab' tausend Dank, mein guter Raphael; ach Du befreist mich von einem entsetzlichen Kummer. Seit drei Wochen verfolgte mich Schrecken und Verzweiflung, jetzt aber fällt mir

ein schwerer Stein vom Herzen. Verzeih' mir die bösen Worte, die ich zu Dir gesprochen, verzeih' mir die Verirrung meines Herzens. Die Eifersucht hatte mich verblendet, ach und der Schein war gegen Dich."

Raphael hatte sich neben seinen Gefährten gesetzt und sagte jetzt lachend:

„So laß Doch einmal hören, Franz, was so gegen mich zeugte; einstweilen begreife ich kein Wort von der ganzen Geschichte."

„Nun, ich will sie Dir bald verständlich machen. Du weißt, daß Lucias Vater, obwohl im Grunde ein guter Mensch, sehr starrköpfig ist in seinen Ansichten. Ich thue Alles was ich kann, um ihn zufrieden zu stellen, gebe ihm Recht selbst in den fabelhaftesten Dingen. Mit Politik befasse ich mich eigentlich gar nicht, treibe Handel, liebe den Frieden und damit gut. Als nun im Jahre 1848 in Frankreich die Republik gesiegt, wurde Herr Spelt plötzlich ein eifriger Republikaner. Ihm zu Liebe mußte ich da auch etwas den Republikaner spielen, sonst war nicht mit ihm auszukommen. Seit aber Louis Napoleon den kaiserlichen Thron bestiegen, ist Herr Spelt ein rasender Conservativer geworden und speit Gift und Galle gegen mich, unter dem Vorwand, daß ich ein eingefleischter Demokrat sei. Es fällt mir natürlich im Traum nicht ein, ich habe überhaupt gegenwärtig nichts im Sinn als meine große Liebe zu Lucia. — Aber es kommt noch ärger. Mein zukünftiger Schwiegervater versucht, wie Du weißt, mitunter eine Spekulation; auf meinen Rath kaufte er eine Parthie Java-Kaffee, in der Hoffnung, ein gutes Sümmchen daran zu gewinnen, hat aber statt dessen tüchtig verloren und das vergibt er mir nicht, ich bin gänzlich in Ungnade gefallen. Wäre damals 1848 die Umwälzung nicht vor sich gegangen, so wäre

da schon unsere Hochzeit gewesen, jetzt sind wir im Mai 1853 und wer weiß, ob ich nicht noch einmal ansehn muß, daß meine Lucia mit einem Andern getraut wird; das ist geradezu zum Tollwerden! Willst Du glauben, Raphael, daß ich mir gestern drei graue Haare ausgerissen habe?"

„Unmöglich! und bist noch nicht 26 Jahre!"

„Es ist einmal so, der Liebeskummer altert den Menschen in wenigen Wochen."

„Aber, Franz, wir sind noch so weit wie wir waren, welche Schuld habe ich denn nur an all' diesen Widerwärtigkeiten?"

„Das sollst Du jetzt hören. Sei es, daß Herr Spelt es mich glauben macht, um mich zu betrüben, sei es, daß es wirklich seine Absicht ist, kurz er hat sich in den Kopf gesetzt, daß Du, Du, Raphael Banks, sein Schwiegersohn werden mußt."

„Ich sein Schwiegersohn? Welcher Einfall!"

„Ja Du, mein Freund. Vier Wochen sind es jetzt, daß er mir sein Haus verboten, aber Lucia kommt oft zu meiner Mutter, um ihr Leid zu klagen. Ihr Vater spricht von Nichts und von Niemanden als von Dir, er rühmt Dein gesetztes Wesen, Deinen Verstand, Deine hervorragende Befähigung für den Handel, Dein stattliches Aeußere, ja selbst Deine schwarzen Haare und großen Augen. Dabei sucht er Lucia begreiflich zu machen, daß Du der passendste und beste Mann für sie sein würdest und gestern hat er ihr endlich angekündigt, daß er mit Dir darüber sprechen wolle. Und weißt Du, was er dagegen von mir behauptet? ich bin ein Dummkopf, ein Demokrat, ein ganz gemeiner Kerl, und soll niemals so lange er lebt und es hindern kann, die Hand seiner Tochter erhalten. Sag' nun selbst, Raphael, ob ich nicht scheinbar Grund hatte, ärgerlich auf Dich zu sein

. . . und um die Wahrheit zu sagen, ich bin noch immer nicht ganz beruhigt."

„Ei zum Kukuk," entgegnete Raphael lachend, „Du siehst ja doch, daß Du Unrecht hast. Ich werde fürs Erste überhaupt nicht heirathen und jedenfalls nicht Deine Lucia, ein unübersteigliches Hinderniß steht dem im Wege."

„Was für ein Hinderniß?"

„Nun, eine Herzensangelegenheit."

„Du liebst ein anderes Mädchen?" rief Franz erfreut. „Ei sieh doch, Lucia hat schon etwas Verdacht geschöpft, sie sagt, daß eine ihrer Freundinnen stets Deines Lobes so voll ist. Sollte etwa Felicitas . . ."

Raphael erröthete bis unter seine schwarzen Haare; welche Mühe er sich auch gab, seiner Aufregung Herr zu werden, es wollte nicht gelingen und Franz erkannte bald, daß er das Geheimniß seines Freudes errathen.

„Du bist verstimmt? vergib mir, Raphael," bat er.

„Solche Anschuldigung!" rief der Andre, „Du vergißt, daß Felicitas die Tochter meines Principals ist, und ich nur ein armer Buchhalter."

„Erster Buchhalter, Raphael."

„Verkürzt das den Abstand zwischen ihr und mir? Und außerdem ist unser Fräulein erst 17 Jahre, sie ist einfach noch ein Kind."

„Sonderbares Kind," murmelte Franz in sich selbst.

„Du begreifst Franz, daß Ehrfurcht und Dankbarkeit . . ."

„Armer Freund, Du dauerst mich!"

„Weshalb?" seufzte Banks erschreckt, „Du glaubst also wirklich, daß ich . . ."

„Es ist mir leid, Raphael, daß ich ohne es zu wollen den Schleier gelüftet habe, der das Geheimniß Deines Herzens verbarg; vielleicht

war es Dir selbst nicht klar, wie es um Dich steht. Laß mich Dir nun einen Rath geben, der vielleicht meiner Verbindung mit Lucia gefährlich ist, aber ich bin Dein Freund: Oeffne die Augen ehe es zu spät ist, schiffe Dich nicht ein auf einem Meer, das Dir nur Unheil und Verderben verheißt. Felicitas Vater ist reich, Du besitzest nichts ..."

„Ich besitze 10,000 Franken?"

„So? seit wann?"

„Ich komme eben von Brüssel, wo eine entfernte Cousine von mir gestorben ist, ich habe eine Erbschaft gethan."

„Aber was bedeutet ein solches Sümmchen?"

„Es wird mich in Stand setzen, auf eigne Hand Handel zu treiben."

„Und dann?"

„Und dann? Wer kennt die Zukunft? Wer weiß, ob ich nicht reich werde, wie so viele Andre reich geworden sind. Bis dahin wird nie eine Frau ein Liebeswort aus meinem Munde vernehmen, und was auch immer für Gefühle in meinem Herzen leben, Niemand soll darum wissen."

Sein Gefährte schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck des Erstaunens, während er sagte:

„Armer Banks, ich wünsche von Herzen, daß Deine Hoffnung sich verwirklicht, aber einstweilen thust Du mir leid, denn ich weiß, was Liebesleid ist. So hatte ich also Recht? Felicitas?"

Raphael ergriff die Hand seines Freundes und sagte bewegt:

„Denke was Du willst, sicher täuschest Du Dich größtentheils; aber wie dem auch sei, Du wirst einsehn, Franz, daß der leiseste Ausdruck einer solchen Vermuthung eine Beleidigung meines Principals und seiner Tochter sein würde.

Ich beschwöre Dich daher bei Allem was Dir theuer ist, laß nie ein Wort über Deine Lippen kommen, das diesen Gedanken verrathen könnte."

„Du kannst ganz ruhig sein," erwiderte Franz, „von diesem Augenblicke bleibt mein Mund verschlossen als wenn er zugewachsen wäre und ich werde mich selbst bemühen zu vergessen, daß Herr Verboord eine liebenswürdige Tochter hat. Aber, Raphael, ist denn die Wunde wirklich unheilbar, daß Du . . ."

„Sprechen wir von etwas Anderem, ich bitte Dich," unterbrach ihn sein Gefährte.

„Wie Du willst, ich weiß von nichts mehr."

Nach einer Pause drückenden Schweigens fragte Banks zerstreut:

„Der Kaffee scheint nicht mehr steigen zu wollen, was meinst Du dazu, Franz."

„Es scheint eine völlige Stille seit einigen Tagen, Niemand will verkaufen. Die Nachrichten aus Amerika lassen eine Preiserhöhung voraussehn, und dennoch ist die Börse von London noch flauer als die unsere."

„Man hört gerüchtweise von einer großartigen Speculation in Kaffee, welche einige Geldhäuser Londons unternommen haben oder unternehmen wollen. Wenn der Bericht begründet ist, werden wir binnen Kurzem eine große Preisveränderung erleben. Ich bedaure die Opfer, denn deren gibt es immer bei solchen gewaltigen Handelsbewegungen."

„In der That, Raphael, Dein Principal hat eine ansehnliche Parthie Kaffee in seinen Magazinen, er mag sich in Acht nehmen."

„Das ist richtig, aber wer die Mittel besitzt, das Ende des Sturmes abzuwarten, kommt beinah immer wohlbehalten davon ab. Doch da

pfeift die Locomotive, wir sind in Antwerpen. Wie kurz mir die Reise geworden ist!"

„Kein Wunder bei solcher Unterredung!"

Der Zug hielt, die Freunde stiegen aus; als sie eine Strecke vom Bahnhof sich entfernt hatten, sagte der Makler:

„Nun Adieu, Raphael, nimm noch einmal meinen Dank für die Beruhigung, die Du mir gegeben. Ich habe hier in der Nachbarschaft noch Einiges zu besorgen. — Du könntest mir einen großen Dienst erweisen, doch wage ich kaum, Dich darum zu bitten."

„Weßhalb? zweifelst Du an meiner Bereitwilligkeit?"

„Lucias Vater ruft dich oft in's Haus, wenn Du vorbeigehst, nicht wahr?"

„Seit einigen Wochen thut er das wirklich."

„Deßhalb war ich gerade so unglücklich; wirst Du künftig wieder zu ihm gehn, wenn er Dich anruft?"

„Ich will ihm sagen, ich hätte keine Zeit."

„Kann ich mich darauf verlassen?"

„Ja, Franz, und ich will ihm klar machen, daß es mir lieber ist, wenn er mich unbelästigt an seinem Hause vorbeigehn läßt."

„Aber dann wird er Dich auf Deinem Büreau aufsuchen, denn wenn er sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt hat, so ist er nicht zu halten. Raphael, wenn Du großmüthig sein wolltest gegen Deinen Freund . . ."

„Sprich doch nur, ich wünsche ja nichts mehr als Dir nützlich zu sein."

„So bitte ich Dich, suche Herrn Spelt zu überreden, daß er mir seine Lucia gibt; Du bist so beredt, und er setzt blindes Vertrauen in Dich!"

„Ich will mir die Sache gründlich überlegen und sehn was sich thun läßt."

„Gib mir die Hand darauf; jetzt bin ich zufrieden. Du bist ein guter Mensch und wahrer Freund. Nächsten Montag komme ich wie früher auf Dein Büreau, um Deinem Principal meine Proben anzubieten. Adieu."

Raphael Banks wandte sich dem Hafen zu; es waren viele Leute draußen, die nach dem heißen Tage in den schönen städtischen Promenaden während der Abendkühle Luft schöpften.

Der junge Mann drängte sich durch und ging dann nach Rechts zu in eine einsame Straße; er schritt langsam und nachdenkend, schüttelte selbst ein paar Mal den Kopf mit dem Ausdruck des Kummers.

Jetzt hatte er die Kaiserstraße erreicht und richtete schon von fern die Augen auf ein stattliches Haus, das offenbar einem Kaufmann gehörte, denn neben der Hausthür befand sich ein großes schwarzes Thor, vor dem eben ein Wagen hielt, theilweise mit Kisten und Ballen beladen.

Seinen Schritt beschleunigend, wollte er eben durch die bei dem Wagen beschäftigten Leute gehn, als aus einem der Nachbarhäuser ein Herr ihm in den Weg trat und sehr freundlich sagte:

„Sieh da, mein lieber Herr Raphael; Sie sind also zurück? Kommen Sie herein, kommen Sie einen Augenblick herein, ich bitte Sie."

Sie verzeihen, Herr Spelt, ich habe durchaus keine Zeit."

„Ja, aber ich lasse Sie nicht los! Auf einige Minuten wird es nicht ankommen, Herr Verboord ist doch nicht zu Haus. Also eingetreten, sage ich."

„Es ist unmöglich, ich bin in großer Eile, man erwartet mich auf dem Comptoir."

„Hilft Alles nicht, Raphael, Sie müssen

mit! Was ich Ihnen zu sagen habe, ist für Sie und für mich von der größten Wichtigkeit."

„Aber Sie werden mich doch nicht zwingen wollen, Herr Spelt?"

„Warum nicht? gewiß! ich halte Sie fest!"

„Zum Kukuk, was wollen Sie denn nur von mir?"

„Nun, nun, alter Freund, sie werden ärgerlich und unangenehm? Schadet dennoch nicht, ich bedarf Ihres Rathes, und den werden Sie mir nicht verweigern."

Raphael erinnerte sich des Versprechens, welches er seinem Freunde gegeben, ein gutes Wort für ihn einzulegen, und da er die Gelegenheit dazu für günstig hielt, trat er endlich mit Herrn Spelt in das Haus.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte er, „meine Eile zum Büreau zu kommen ist der einzige Grund meiner Weigerung. Sie werden die Güte haben, mich nicht lange aufzuhalten."

Der Gewürzhändler führte den jungen Mann durch seinen Laden in ein hübsches Zimmer.

„Ich bin eben ganz allein," sagte er, „Lucia und die Magd sind ausgegangen, gerade deßhalb habe ich darauf bestanden, Sie mit herein zu nehmen, denn die Sache, über die ich mit Ihnen verhandeln wollte, erfordert, daß wir ungestört sind. Setzen Sie sich, mein Freund, ich werde eine Flasche von meinem besten Wein holen."

„Thun Sie das nicht, Herr Spelt, ich kann jetzt keinen Wein trinken."

„Und wenn unsere Unterredung einen glücklichen Ausgang hätte?"

„Auf keinen Fall, es ist mir unmöglich!"

„Nun, nun, wir werden sehen."

„Aber wollen Sie denn nicht erst die Güte

haben mir mitzutheilen, um was es sich handelt?"

„In Gottes Namen denn, setzen wir uns. Es geht das Gerücht . . . klopft Ihnen das Herz nicht ein wenig? . , . Sie sollten vermuthen können, was ich zu sagen habe! . . . Sie müssen wissen . . das heißt Sie . . . Ach, so kommen wir nicht weiter, Ihre übergroße Eile verwirrt meine Gedanken, dies sind Dinge, die Zeit erfordern. — Also nun gerade aus, so liegt die Sache: Ich habe mir vorgenommen, meine Tochter Lucia zu verheirathen, sie ist zwar noch jung und könnte warten, aber man weiß nie, wie der Kopf eines jungen Mädchens sich wenden kann. Daher mache ich lieber kurzen Prozeß, dann sind die Sorgen aus dem Weg geräumt. Nun möchte ich gern einen guten Gatten für sie finden, einen beständigen jungen Mann, der Kenntniß vom Handel hat und sich in der Welt zu stellen weiß, mit einem Wort, einen wohlgebildeten, verständigen und stattlichen Jüngling, der eine Zukunft vor sich hat. Natürlich müßte er meine Lucia lieben, aber ob er Vermögen hätte oder nicht, darauf sollte es mir nicht ankommen. Wüßten Sie vielleicht einen solchen Gatten für meine Tochter zu nennen?"

Und der Gewürzhändler sah Raphael mit einem schlauen Lächeln an, während er noch hinzufügte:

„Ich weiß Sie sind bescheiden, mein Freund, das ist eine Tugend, die sich für junge Leute schickt; aber wenn ich selbst Sie nun zur Offenherzigkeit aufforderte? Kommen Sie, sprechen Sie nur frisch von der Leber weg, ich bin gewiß, Sie kennen einen passenden Mann für Lucia."

„In der That," sagte Raphael, „ich kenne einen."

„Nun, so nennen Sie ihn, ohne Furcht!" jubelte Herr Spelt, sich in froher Erwartung die Hände reibend.

„Franz Walberg!"

„Franz Walberg?" rief der überraschte Krämer.

„Gewiß, Herr Spelt, es ist sein Portrait, das Sie mir so eben gemalt haben."

„Durchaus nicht, er sieht ihm nicht im Entferntesten ähnlich!"

„Nur in so fern nicht, als Sie längst nicht all' seine Verdienste angeführt haben."

„Aber es ist unmöglich! Sie wagen Ihre eigentlichen Gedanken nicht zu sagen, Raphael; natürlich, in Herzensangelegenheiten sind die jungen Herren alle mehr oder minder verlegen."

„Das trifft hier nicht zu, Herr Spelt, ich habe die beste Ueberzeugung, daß Franz Walberg der einzige Mann ist, der Fräulein Lucia glücklich machen kann."

„Wenn ich ihm also meine Tochter gäbe, würden Sie damit einverstanden sein.

„Ich würde mich herzlich darüber freuen, sowohl für Sie, wie für Ihre Tochter und meinen Freund Walberg, denn ich bin gewiß, daß keiner von Ihnen diese Verbindung bereuen würde."

Herr Spelt kreuzte die Arme über der Brust und sah zweifelnd und unschlüssig zu dem jungen Mann hinüber.

„Sie sind nicht aufrichtig," sagte er, „ich werde Sie zwingen müssen, alle Scham abzulegen und mir offenherzig zu erklären, was Ihre wahren Gefühle sind. Aber vorausgesetzt, daß ich mich geirrt hätte, warum geben Sie mir denn einen schlechten Rath?"

„Einen schlechten Rath, Herr Spelt?"

„Jawohl; Ihr Freund Walberg ist ein Dummkopf, der nicht das Mindeste vom Handel

versteht. Was kann aus ihm werden? Er weiß noch nicht einmal, wie er sich in der Welt zu benehmen hat. Außerdem ist er ein Republikaner, ein Demagoge, und hat Gesinnungen, die einem anständigen Menschen nicht geziemen. Und neulich habe ich durch seine Schuld noch viele tausend Franken verloren. Ich will von dem unzurechnungsfähigen Kerl kein Wort mehr hören, er soll niemals der Bräutigam meiner Tochter werden."

Raphael erkannte, daß jetzt der günstige Augenblick sei, sein Versprechen zu erfüllen; die bittern Anklagen gegen seinen Freund verdrossen ihn, lebhaft erwiderte er:

„Welche Verirrung reißt Sie zu einem solchen Grad von Ungerechtigkeit hin gegen Jemanden, der Sie ehrt und liebt? Franz Walberg unzurechnungsfähig? Jeder rühmt seine Klugheit und seinen Scharfblick in Geschäften. Ein einzelner Mißgriff thut nichts zur Sache, Walberg hat sich schon ein nicht unbedeutendes Kapital erworben, ist das nicht ein Beweis seiner Fähigkeit? Ich bin überzeugt, daß er mit der Zeit ein gutes Vermögen gewinnen wird, denn er genießt die Achtung und das Vertrauen der Kaufleute in hohem Maße."

Der Krämer schüttelte den Kopf ohne zu antworten.

„Und was Walbergs politische Stellung betrifft," fuhr Raphael fort, „so liebt er sein Vaterland und die Freiheit wie wir Alle, aber über das hinaus erlaubt ihm sein Eifer in seinem Beruf nicht sich mit Staatsangelegenheiten zu befassen. Ach Herr Spelt, Sie kennen ihn ja eben so gut als ich; sein Herz ist gut und edel, sein Fleiß musterhaft, seine Gesinnung rechtlich und treu. Dabei ist er ein hübscher, stattlicher Mensch, es fehlt ihm keine der Eigenschaften, einer Frau zu gefallen und ihr Glück

zu begründen. Ihre Tochter und er lieben sich seit ihren Kinderjahren, Sie haben lange Zeit hindurch diese Neigung gebilligt und sich darüber gefreut. So seien Sie auch jetzt großmüthig, haben Sie Mitleiden mit den Beiden, die von Kummer und Sorge gebeugt einhergehen. Weßhalb wollen Sie sie quälen, da Sie doch im Grunde selbst überzeugt sind, daß Walberg ein braver Mensch ist, der Ihre Achtung in vollem Maße verdient?"

„Und deßhalb rathen Sie mir?" . . . fragte der Krämer in Nachdenken versunken.

„Deßhalb rathe ich Ihnen, sie ohne Verzug heirathen zu lassen; wenn Sie Ihre Einwilligung noch lange verweigern, so sind Sie meines Erachtens in Gefahr, als Vater eine Unvorsichtigkeit, als Mensch eine Ungerechtigkeit zu begehen."

Raphael hatte diese Worte mit solchem Feuer und Nachdruck gesprochen, daß Herr Spelt dadurch eingeschüchtert war und in sich murmelte:

„Wie habe ich mich doch so täuschen können! Er scheint gar nicht zu vermuthen, wo ich eigentlich hinaus wollte! . . . Walberg ist in der That so übel nicht; er hat schon einige vernünftige Sachen gemacht. In Ermangelung eines Besseren . . . Aber es ist doch sonderbar!"

„Sie erlauben, daß ich Sie jetzt verlasse, Herr Spelt," sagte Raphael aufstehend.

„Und das ist also wirklich der Rath den Sie mir geben? ohne Rückhalt und aufrichtig?" fragte der Krämer; „ich soll Franz Walberg zu meinem Schwiegersohn nehmen?"

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein wenn Sie mir zu glauben gestatten, daß ich Etwas dazu beigetragen habe, dieses glückliche Ereigniß herbeizuführen. — Aber lassen Sie mich jetzt gehn, ich habe noch Manches auf dem Büreau zu besorgen und es wird schon dunkel."

„Ich will Sie nicht länger aufhalten," ent=

gegnete der Krämer; „Du lieber Himmel, wie kann man nur so im Irrthum sein!“

Im Laden hielt er Raphael noch einmal an und fragte:

„Die Hand auf's Herz, junger Herr, fühlen Sie nicht ein gewisses Nagen in Ihrem Gewissen?“

„Weßhalb?“

„Wegen des Rathes, den Sie mir gegeben haben.“

„Durchaus nicht!“

„Und doch gibt es Leute welche behaupten, daß Sie selbst eine Neigung zu meiner Tochter hätten! Sie grüßen Sie jedenfalls immer mit besonderer Freundlichkeit!“

„Viel Achtung habe ich vor ihr, und das verdient sie; Neigung, in Ihrem Sinne keine.“

„Wie kalt Sie das sagen! Ich glaube wenn ich Ihnen die Hand meiner Tochter anböte, Sie würden sie ablehnen!“

„Gewiß, ich würde sie ablehnen.“

„Kaum glaublich! Sie ist ein schönes braves Mädchen, wird eine anständige Mitgift bekommen und ist meine einzige Erbin. Sie würden also eine vortreffliche Gattin ausschlagen und zugleich die Mittel, ein eignes Geschäft auf guter Grundlage zu beginnen, mit einem Worte, Glück und Reichthum.“

„Ich weiß das, Herr Spelt und würde Ihnen für Ihr großmüthiges Anerbieten sehr dankbar sein; dennoch aber würde ich mich weigern ...“

„Dann müssen Sie eine andere Liebe im Herzen tragen, sonst ist Ihr Verhalten unerklärlich!“ rief der Krämer, indem er sich mit der Hand vor den Kopf schlug.

Unangenehm berührt durch diese Worte murmelte Raphael einen hastigen Gruß und eilte zur Thür hinaus.

„Nach einigen Schritten stand er still und schellte an dem Hause, vor welchem der Frachtwagen gehalten hatte; die Straße war jetzt einsam und dunkel.

„Ah, guten Tag Herr Banks,“ sagte die alte Magd, die ihm öffnete, „wie ist es Ihnen auf der Reise ergangen?“

„Sehr gut, ich danke Ihnen, Theresia, sind die Herren noch auf dem Büreau?“

„Sie sind eben fortgegangen.“

„Ist Herr Verboord zu Hause?“

„Nein, er ist zur Philotaxe gegangen.“

„Und die Madame?“

„Sie ist noch immer mit dem Fräulein in Brasschaet, es ist himmlisches Wetter, und so werden Sie wohl bis Montag auf dem Gute bleiben. Es ist schade, daß Sie so spät zurückkommen, der Herr würde Sie sonst gewiß eingeladen haben, morgen mit ihm nach Brasschaet zu fahren, Sie wissen doch, daß morgen der Namenstag der Madame ist? Da wird es draußen hoch hergehn!“

„Ich habe noch eine halbe Stunde auf dem Büreau zu thun, wollen Sie mir Licht geben, Theresia?“

„Hier ist die Lampe, die ich eben forttragen wollte, vielleicht kommt der Herr zurück, während Sie noch beschäftigt sind.“

„Wohl möglich; andernfalls werde ich ihn in der Philotaxe aufsuchen denn ich habe nothwendig mit ihm zu sprechen.“

Mit diesen Worten trat der junge Mann durch den Gang in das Büreau, setzte die Lampe auf sein Pult und blieb dann eine Zeitlang im tiefes Nachdenken versunken. Trübe Vorstellungen schienen ihn zu quälen, und die Namen „Felicitas“ und „Franz“ entfielen wiederholt seinen Lippen. Bald aber raffte er sich auf, holte einige große Bücher und Schriftstücke

herbei, verglich den Inhalt der letzteren mit dem der ersten, schrieb Zahlen nieder, zählte und rechnete, bis er endlich mit einem zufriednen Lächeln die Bücher zuschlug und an ihren Platz legte.

„Der zweite Buchhalter ist ein zuverlässiger Mensch, Alles ist in der größten Ordnung," sagte er leise zu sich selbst, „ich glaube wahrhaftig, er kann das Büreau fortan selbstständig leiten. Wahrscheinlich bleibe ich nicht lange mehr hier, er wird dann meine Stelle einnehmen; es freut mich für ihn, denn er verdient es . . . Nun bin ich fertig, aber der Herr kommt nicht; soll ich nach der Philotaxe gehn? Warum nicht? Ich muß ihm doch mittheilen, wie viel ich geerbt habe, er war begierig zu wissen, wie es mir in Brüssel ergehn würde . . . Ach da kommt er, ich höre den Hausschlüssel in der Thür!"

Wirklich, einen Augenblick später trat der Kaufmann in das Comptoir.

Herr Verboord war ein hochgewachsener, sehr magerer Mann. Obwohl noch nicht weit über fünfzig Jahre war seine Haltung ein wenig gebeugt, Haar und Backenbart grau, ja weiß. Die Stirn zeigte tiefe Falten, die Wangen waren hohl, Alles ließ schließen daß er viel Sorgen hatte und oft von kummervollen Gedanken heimgesucht war. Dennoch lag in seinen Zügen eine gewisse vornehme Ruhe, die seinem ganzen Wesen Würde und Hoheit verlieh.

„Noch hier, Herr Banks?" sagte er beim Eintreten, „Sie haben sich wohl überzeugen wollen, ob Alles in Ordnung sei? Ihr Fleiß ist lobenswerth, aber wenn man so spät von der Reise zurückkommt, muß man sich Ruhe gönnen bis zum nächsten Tag."

„Es ist Samstag erwiderte der junge Mann, „außerdem habe ich Ihnen Etwas mitzutheilen,

das Sie erfreuen wird, denn Sie sind stets so gütig gegen mich. Ich habe nämlich eine Erbschaft gethan."

„Eine Erbschaft? von jener beinah unbekannten Base? Wohl einige hundert Franken?"

„Nein, Herr Verboord, zehntausend Franken."

„Ei, ei, zehntausend Franken! Eine hübsche Summe für einen jungen Mann. Das ist ein guter Anfang, Mancher der jetzt reich ist hatte nicht halb so viel um damit zu beginnen."

„Gewiß, Herr Verboord, und hier habe ich das Geld, in meiner Brieftasche."

Der Kaufmann blickte eine Weile nachsinnend zur Erde, dann sagte er:

„Zehntausend Franken! Das verändert ihre Stellung in der Welt, mein junger Freund. Wenn Sie einen vernünftigen Gebrauch von diesem Kapital machen, so können Sie Alles von der Zukunft erwarten. Wir wollen später einmal ausführlich darüber sprechen. Raphael wir haben immer noch keine Nachricht aus Charleston!"

„Ich habe mich schon davon überzeugt, Herr Verboord."

„Die Verzögerung beginnt mir Sorge zu machen."

„Mit Ihrer Erlaubniß, mir scheint kein Grund zur Befürchtung vorzuliegen," erwiderte Raphael, „wir haben kürzlich so viel Sturm gehabt, und es gehört nur wenig dazu, ein Schiff ein paar Tage auf dem Ocean zurückzuhalten.

„Das weiß ich wohl, aber in Betreff der letzten Sendung von baumwollnen Stoffen nach Südcarolina habe ich Verbindlichkeiten zu einem bestimmten Termin übernommen; einige derselben verfallen im Laufe der nächsten Woche. Wenn ich nun keine Geldsendungen aus Ame=

rika erhalte, wie kann ich da meinen Verpflichtungen nachkommen?"

Raphael blickte schweigend vor sich hin.

„Es war vielleicht thöricht," fuhr der Kaufmann fort, „einen so großen Theil meines Vermögens an eine einzige Spekulation zu wagen, aber mein Correspondent schrieb mir, daß eine ungewöhnlich große Nachfrage nach dem Artikel sei und wies mich an, ohne Verzug eine ganze Ladung des besten Gewebes zu senden. Man weigert sich nicht gern, die Aufträge eines solchen Hauses auszuführen und außerdem war für mich ein reicher Gewinn in Aussicht . . . Aber dennoch, jetzt beunruhigt mich die Sache."

„Sie verzeihen, Herr Verboord, aber ich kann Ihre Sorge nicht theilen.

Ihr Correspondent steht an der Spitze eines alten und festen Hauses, Sie selbst haben mir ja gesagt, daß dieses Haus schon seit fünfzig Jahren mit Ehren besteht und selbst da nicht gewankt hat, als über hunderte von Amerikanischen Häusern der Bankerott hereinbrach. Also können Sie doch von jener Seite nichts Uebles fürchten?"

„Nein in der That nicht, . . . aber wenn die Geldsendungen nicht rechtzeitig eintreffen, werde ich doch auf Mittel sinnen müssen, den schweren Verbindlichkeiten, die auf mir lasten, zu begegnen."

Die Mittel sind nah bei der Hand," sagte Raphael.

„Sie sind sehr erfindungsreich, mein guter Banks, aber ich zweifle doch, ob Ihr Rath mir so leicht aus der Verlegenheit helfen wird."

„Sie haben eine ansehnliche Parthie Caffee in Ihren Magazinen, brauchen also nur durch Verkauf den Werth zu realisiren."

„Ich würde daran verlieren, der Preis muß

im Lauf der nächsten Woche noch bedeutend in die Höhe gehn."

„Das ist möglich, Herr Verboord, aber auch das Gegentheil kann eintreffen. Der Zustand des Marktes scheint mir unbeständig und gefährlich. Jedenfalls habe ich aber auch nur darauf hinweisen wollen, daß Sie das Mittel in Händen haben, die nöthigen Gelder jeden Augenblick zu beschaffen und deßhalb mit voller Ruhe die Ankunft Ihrer Correspondenz aus Amerika abwarten können."

„Im Grunde haben Sie Recht, Raphael, es ist jedenfalls eine Sicherheit. Ich bin ein wenig sorgenvoll von Natur, wie Sie wissen. Bis jetzt ist mir noch nie ein Unglück im Handel zugestoßen, doch es gibt Tage, wo eine geheimnißvolle Unruhe mich überfällt, meine Nerven sind so leicht erregt, und das verschlimmert sich noch mit dem Alter. Wenig Worte reichen oft hin, meine Sorgen zu vertreiben . . . Kommen Sie jetzt, mein Freund, die alte Theresia hat den Thee in den Saal gebracht, Sie sollen eine Tasse mit mir trinken und wir wollen dabei einmal ausführlich über Ihre Zukunft sprechen, Sie wissen, daß ich große Stücke auf Sie halte und nichts mehr wünsche, als Sie in der Welt prosperiren zu sehn."

Raphael folgte seinem Principal in den Saal und setzte sich, durch jenen aufgefordert, zu ihm an den Tisch.

Nachdem der Thee eingeschenkt war und das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, begann der Kaufmann:

„Sie besitzen also zehntausend Franken, Raphael; Ihnen brauche ich nicht zu rathen, mit dem Gelde sorgfältig umzugehn, ich bin überzeugt, Sie haben es schon zum Handel bestimmt."

„So ist es, Herr Verboord."

„Ich könnte jetzt sagen: „legen Sie Ihr Geld in meinem Hause an, Sie sollen Ihren verhältnißmäßigen Antheil haben an dem allgemeinen Gewinn;“ aber ein junger Mann wie Sie muß seine eignen Kräfte versuchen und sich selbst einen Weg bahnen. Ich setze großes Vertrauen in Ihren Verstand und Ihre Geschicklichkeit, und wenn jemals Einer Aussicht gehabt hat, sich ein Vermögen zu erwerben, so sind Sie es, Raphael. In Folge dessen bin ich der Ansicht, daß Sie vermittelst Ihrer 10,000 Franken auf eigne Hand Geschäfte machen, natürlich mit der größten Vorsicht. Glauben Sie, daß mein Rath gut ist?“

„Ach, Herr Verboord,“ rief der junge Mann, „wie kann ich Ihnen jemals danken für das Interesse, das Sie an mir nehmen? Ihre Güte kommt meinen Wünschen zuvor, ja ich habe beschlossen, mein Glück im Handel zu versuchen, mit Vorsicht natürlich wie Sie sagen, aber muthig und ausdauernd. Denn sehen Sie, Herr Verboord, es liegt ein mächtiger Trieb in mir, ich will bald reich sein, in wenig Jahren, und glückt mir das nicht . . . aber es wird, es muß glücken, mich erfüllt nicht Hoffnung allein, nein Zuversicht, eine Art von Sicherheit.“

„Das Selbstvertrauen ist eine Quelle von Muth und Klarheit aber wenn man auf diesem Wege strauchelt, fällt man tief . . .“

„Nur Ein's quält mich und macht mir Schmerz,“ seufzte Raphael, „ich werde meine Stelle als Buchhalter niederlegen und Ihr Comptoir verlassen müssen, wenn auch nicht sogleich, doch bald . . . Wie gern hätte ich in Ihrem Dienste; in Ihrem Hause mein ganzes Leben gearbeitet!“

„Das ist einmal nicht anders, mein Freund, indessen ist der zweite Buchhalter, nach Ihrem Beispiel gebildet, fleißig und fähig.“

„Hätte ich nur Etwas thun können, um die Wohlthaten zu vergelten, die Sie mir erwiesen haben!“ sagte Banks betrübt. „Aber wenn ich Ihnen auch nicht mehr diene, so werde ich doch bis zu meiner letzten Stunde dankbar desjenigen gedenken, der mich einst aus der Noth errettet und seither mit väterlicher Güte behandelt hat.“

„Ach was, mein lieber Banks,“ sagte sein Principal lachend, „Sie rechnen das Wenige, das ich für Sie gethan, viel zu hoch an. Ich habe Sie auf mein Comptoir genommen und später als ersten Buchhalter angestellt, weil Sie es verdienten und ich meinen Nutzen darin fand. Wenn ich mehr Zuneigung zu Ihnen empfunden, als man sonst seinen Comptoiristen zu widmen pflegt, so haben Sie sich das selbst zuzuschreiben, denn Sie waren stets gelehrig, bescheiden, gutwillig und dankbar. Wahrhaftig, ich wünsche der Himmel hätte mir einen Sohn gegeben gleich Ihnen!“

Tief gerührt durch diese Worte drückte Raphael seinem Herrn die Hand.

„Es ist zu viel, Herr Verboord, viel zu viel!“ rief er aus.

„Durchaus nicht, Sie unterschätzen sich selbst.“

„Bis an mein Lebensende werde ich daran denken,“ fuhr der Jüngling bewegt fort: „Ich war die einzige Stütze meiner alten Mutter. Das deutsche Handelshaus, in dem ich als vierter Commis diente, siedelte über nach Köln, so verlor ich meine Stelle. Monatelang lief ich vergebens umher, von einem Comptoir zum andern; keine Möglichkeit, irgendwo anzukommen. Wir mußten Schulden machen; meine kranke Mutter litt Mangel, ich war ganz muthlos und sah nichts mehr vor mir als Schande und Elend. Da fand ich Gelegenheit, Ihnen

meine Noth zu klagen; mein Unglück flößte Ihnen Mitleiden ein. Sie haben mich auf Ihr Büreau genommen, mich mehr verdienen lassen als ich je zuvor eingenommen, haben für meine Mutter gesorgt . . . Und als Gott sie dann zu sich rief, haben Sie ihr noch die letzten Stunden versüßt. Ich sehe sie noch, am Tage vor ihrem Tode; sie wußte, daß keine Hoffnung mehr für sie war, und doch lächelte sie und war fröhlich. Ihre Frau Gemahlin war es, die sanfte, tröstende Worte in das Ohr der Sterbenden flüsterte und Ihr Töchterchen, ein Kind, ein Engel, füllte ihre Hände mit Süßigkeiten in der Meinung, durch solch' gute Sachen zur Genesung meiner armen Mutter beizutragen. Sie waren es, Herr Verboord, der diese Engel des Trostes gesandt! Aus reiner Güte, aus Mitleiden mit der kranken, hartgeprüften Frau haben Sie Gattin und Kind in die Wohnung Ihres Commis geschickt. O wenn ich es je vergessen sollte, so möge Gott alles Glück von meinem Lebenspfade entfernen!"

Raphael hatte in großer Erregung gesprochen, seine Augen glänzten, auch Herr Verboord schien tief bewegt.

Einen Augenblick schwiegen beide, dann sagte der Kaufmann:

„Sie übertreiben wieder, Raphael. Mir flößte damals Ihr treue Liebe zu Ihrer Mutter Achtung und Zuneigung zu Ihnen ein.

Meine Frau und meine Tochter besuchten stets solche, die des Trostes und der Hülfe bedürfen, das ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Sprechen wir aber nicht mehr von diesen Sachen, es regt mich auf, lassen Sie uns lieber zu unserm eigentlichen Thema zurückkehren. Sie wollen also sofort ein Geschäft gründen?"

„Ich denke noch etwa einen Monat oder

sechs Wochen auf Ihrem Comptoir zu bleiben, bis der zweite Buchhalter in Alles eingeweiht ist und ich ihm in aller Ruhe meine Stelle abtreten kann. Dabei lassen sich dann inzwischen ja nachdem die Gelegenheit sich bietet, vielleicht schon kleinere Sachen unternehmen."

„Und Sie wollen in wenig Jahren reich sein? Das ist ein kühner Gedanke. Der Anfang ist immer mühsam und beschwerlich, Raphael, davon kann ich auch ein Liedchen singen. Gleich Ihnen begann ich mit einem kleinen Kapital die wechselvolle Laufbahn und viele Jahre habe ich gearbeitet und gekämpft, um weiter zu kommen. Dann aber erhielt ich unerwartet eine ansehnliche Summe zu meiner Verfügung, und zwar in Folge meiner Verheirathung mit der Tochter eines reichen Posamentiers; meine Stellung in der Welt und mein Credit als Kaufmann waren jetzt gesichert. Sie sind ein hübscher Mensch, Raphael, und haben mehr Aussicht eine vortheilhafte Verbindung zu schließen als Andere. Machen Sie einige gute Geschäfte, erwerben Sie sich das allgemeine Vertrauen und sehen sich dann um nach einer Frau mit einem guten Brautschatz."

Raphael sah mit dem Ausdruck der Ueberraschung und des Erwartens zu dem Kaufmann hinüber.

Laut auflachend sagte Herr Verboord:

„Wie ungläubig Sie mich ansehn! Wenn Sie eine solche Frau wollen, dürfte es Ihnen nicht schwer werden, eine zu finden. Da ist der Krämer Spelt; so oft er mich sieht, spricht er mir von Ihnen in den Ausdrücken des höchsten Lobes und fragt mich nach Dingen, die man nur zu wissen begehrt, wenn man ernste Gedanken im Kopf hat . . . Sie scheinen nicht erfreut darüber, mein lieber Banks?"

„Lucia Spelt? niemals, niemals!“ rief Raphael.

„Es ist ja nur ein Scherz von mir,“ sagte der Kaufmann, „der Krämer ist nicht so reich wie man glaubt, und wahrhaftig, wenn Sie einige Jahre warten und erst ein eignes Handelshaus besitzen, dann können Sie viel höher hinaufsehn.“

Wieder glänzten Raphaels Augen und ein glückliches Lächeln erhellte seine Züge.

„Ich sage es Ihnen, weil ich es so meine,“ fuhr der Kaufmann fort; „Sie sind jung und haben Zeit, dazu wissen Sie Ihr Wort zu machen, haben gute Manieren und sind ein stattlicher Mann. Stellen Sie sich nun vor, daß Sie Glück haben, daß Ihr Capital sich vermehrt, sollten Sie da nicht um die Hand einer reichen Erbin werben können, selbst wenn sie dem ersten Kaufmannsstand angehörte?“

Raphael war ganz entzückt von dieser Vorstellung, er lächelte und schien kaum noch zu wissen was um ihn her vorging.

„Eine solche Aussicht in die Zukunft gefällt Ihnen, nicht wahr?“ scherzte der Kaufmann, „Ihre Gedanken gehen hoch, in dieser Beziehung wenigstens unterschätzen Sie nicht Ihren eignen Werth. Haben Sie nur gute Hoffnung wer weiß, was Ihnen das Schicksal bestimmt hat.“

Noch immer saß Raphael schweigend und in sich versunken, Herr Verboord sah ihn verwundert doch freundlich an.

Die Uhr auf dem Kamin begann zu schlagen.

„Elf Uhr schon,“ rief Herr Verboord, „ich sollte längst zu Bette sein. Morgen wollen wir weiter sprechen, Raphael, mein Rath soll Ihnen, wie ich hoffe in der ersten Zeit von Nutzen sein.“

Er stand auf, und Raphael folgte seinem

Beispiele, zögerte aber, statt fortzugehn, an der Thür.

„Haben Sie mir noch Etwas zu sagen?“ fragte der Kaufmann.

„In der That, Herr Verboord; Madame und das Fräulein sind nicht zu Haus, wollen Sie nicht die Güte haben, ihnen morgen zu Brasschaet von meinem Glück zu erzählen?“

„Woran habe ich nur gedacht!“ rief Herr Verboord, „meine Frau und meine Tochter haben mir ausdrücklich aufgetragen, Sie morgen mit nach Brasschaet zu bringen und ich stimme mit ihren Wünschen überein. Morgen feiern wir ein Festchen auf dem Gute, es ist der Sankt Laurentiustag, der Namenstag meiner Frau, ich habe hübsche Geschenke für sie in Bereitschaft, Sie wissen schon?“

„Jawohl, Herr Verboord,“ erwiderte Banks schüchtern, „entschuldigen Sie meine Freiheit, ich wollte um Erlaubniß bitten, der Madame Verboord morgen gleichfalls ein kleines Geschenk anzubieten.“

„Sie? meiner Frau? unmöglich!“ rief der Kaufmann, „brennt Ihnen die Erbschaft schon in der Tasche?“

„Das nicht; ich habe in der vergangenen Woche beim Herrn Van Gart einige seltene Pflanzen gesehn und da ist mir der Gedanke gekommen, sie Ihrer Frau Gemahlin zu ihrem Namensfeste anzubieten, Ihre gütige Erlaubniß vorausgesetzt.“

„Einige Pflanzen? Das ist was Anderes, dazu bedürfen Sie meiner Erlaubniß nicht, Raphael . . . Meine Frau macht sich übrigens nicht viel aus Blumen, Felicitas aber desto mehr, und so wird sie am meisten von Ihrer Gabe profitiren. Ich glaube, daß die Nachricht von Ihrer Erbschaft meiner Frau das angenehmste Geschenk ist, und würde an ihrer Stelle

erst damit hervorkommen bei der Gratulation. Die große Liebe, welche Sie damals Ihrer kranken Mutter erwiesen, hat Ihnen auch das Herz meiner Frau gewonnen."

„O, sie ist eben so gut und edel wie Sie!" rief Raphael.

„Nun, also Sie lassen sich nichts merken bis zur bestimmten Zeit; meine Frau weiß nicht, daß Sie nach Brüssel gewesen sind."

„Ich werde Ihrem gütigen Wunsche entsprechen."

„Sie gehn am besten gleich morgen früh mit dem Eilwagen, Raphael, und sagen draußen, daß ich erst zu Mittag eintreffe; ich will erst die Eilfuhrpost erwarten."

„Lassen Sie mich statt Ihrer bleiben," bat Raphael, „Sie bedürfen einer Ausspannung, schonen Sie doch Ihrer Gesundheit."

„Nun, ich muß noch einige Sachen ordnen und verschiedene Leute sprechen. Morgen zu Brasschaet werde ich Ihnen den Plan zu den Veränderungen zeigen, die ich auf dem Gute vorzunehmen gedenke, das heißt in Bezug auf die Baulichkeiten. Einstweilen steht nur ein Jagdhaus und das reicht nicht hin. Ich hoffe doch mit der Zeit mich aus dem Geschäft zurückzuziehn und meine alten Tage in Frieden auf Brasschaet zu verleben. Deßhalb will ich mir einen angenehmen Ruheplatz bereiten, so etwas Burgartiges, Sie sollen mir dabei rathen, Sie haben Kunstsinn, während ich wenig oder nichts davon verstehe, der Handel nimmt mein ganzes Gehirn in Anspruch. Nun gute Nacht, und träumen sie nicht all' zu viel von dem Reichthum, der Sie erwartet, von der lieblichen, schönen und reichen Braut, die Ihnen aus der Zukunft entgegen lacht."

II.

Der Postwagen von Antwerpen nach Holland hatte nur einen Augenblick gehalten vor dem „Schwan“ zu Brasschaet, und gleich darauf seine Reise fortgesetzt.

Raphael Banks war von der Chaussee in einen Feldweg getreten und ging eiligen Schrittes seinem Ziele entgegen.

Er war noch sorgfältiger und zierlicher als gestern gekleidet; seine weiße Halsbinde und die weißen Handschuhe zeigten schon von Weitem, daß es sich um eine besondere Festlichkeit handelte.

Innige Freude glänzte in seinen Augen, ein helles Lächeln erhellte sein Gesicht; in langen Zügen trank er die würzige Luft, die aus den Tannenwäldern und der fernen Heide ihm entgegenquoll.

Es war auch solch' prächtiges Maiwetter! Die Natur, jung wie er, athmete nichts als Freude, Dankbarkeit, Lebensluft. In tausenderlei Tinten spielte das Sonnenlicht zwischen dem durchsichtigen Laub der Bäume. Das Lied der Vögel erklang aus dem Gebüsch, und er verstand was sie sangen, denn in seinem Herzen tönte es wieder. Ueberall erschlossen die Blumen ihre Kelche dem milden Frühlingslicht, das Summen der Käferchen braus'te im Grase, bunte Schmetterlinge haschten sich in der Luft,

überall Liebe und Leben, Spiegel seines eignen Herzens.

Nachdem er noch eine Zeitlang seinen Weg fortgesetzt, richtete er den Blick auf ein Haus, das von schirmenden Bäumen beschattet, seinen weißen Giebel hinter einem eisernen Gitterthor emporstreckte; einige Bauerngehöfte lagen in der Nachbarschaft umher, eine Kapelle stand am Wege. Das Haupthaus, zierlich gebaut aber von nur geringer Höhe, war offenbar zu Jagdzwecken errichtet, denn einer wohlhabenden Familie als Landgut zu dienen war es offenbar unzureichend.

Raphael trat in den Hofraum; ein junges Dienstmädchen, das eben aus dem Hause kam, fragte ihn erstaunt:

„Sie kommen allein, Herr Banks? Ist etwas Unerwartetes geschehn? Der Herr wird doch vor Mittag hier sein?"

„Ja, wenigstens vor dem Diner; das ist um zwei Uhr, nicht wahr? Herr Verboord hatte noch Etwas in der Stadt zu besorgen."

„Wir bereiten ein feines Mittagsmahl zu dem heutigen Feste; Sie wissen doch, Herr Banks; unser Fräulein ist schon zehnmal hier am Thor gewesen um zu sehn, ob Sie noch nicht kämen."

„Ob ich nicht käme?"

„Das heißt, ob ihr Vater nicht käme," bemerkte das Mädchen, „doch da sie glaubte, daß er Sie mitbringen würde . . ."

Raphael sah nach dem Hause hinüber, um die Unterhaltung abzubrechen und fragte: Sind die Damen denn drinnen?"

„Nein; nachdem sie aus der Kirche zurückgekehrt, haben sie lange hier am Thor gestanden und ausgesehn, dann, des Wartens müde, sind sie durch das Hinterpförtchen der Heide zugegangen.

„Wollen Sie mir einen kleinen Gefallen thun, Maria? Es wird gleich ein Mann kommen mit einem verdeckten Korb voll Blumen; lassen Sie ihn denselben dort unter das Vordach in den Schatten stellen, nehmen Sie dann vorsichtig die Matte herunter und begießen die Blumen.“

„Ich verstehe, ein Geschenk des Herrn zum Namensfeste. Fürchten Sie nichts, ich werde Alles bestens besorgen.“

„Wo hinaus sind die Damen gegangen?“

„Wie ich Ihnen sagte, durch die Hinterthür der Heide zu; Sie werden Sie leicht finden . . . oder wenn sie wünschen, kann ich auch hinlaufen und Ihre Ankunft melden.“

„Nein, ich danke, ich werde sie selbst aufsuchen.“

Er verließ den Hof, schritt durch einige Kornfelder und erreichte bald einen Fußpfad, der durch einen jungen Tannenwald in anmuthigen Verschlingungen sich hinzog. Hin und wieder kam eine kahle Fläche, überdeckt mit Blumen und Heidekraut, dann aber führte der Pfad zurück in den dichten Schatten.

Lange spähte er vergeblich umher; endlich gewahrte er Madam Verboord in der Haide und neben ihr Felicitas, die in eifriger Unterterhaltung ihre Mutter begleitete.

Höher schlug sein Herz, eiliger schritt er vorwärts, den Blick auf Felicitas gerichtet; ihre schlanke Gestalt, die blonden Locken in denen ein kühler Windhauch spielte, das weiße Kleid, das über dem bunten Blumenteppich der Haide leicht wie eine Wolke hinschwebte, — alles dieses erfüllte ihn mit Bewunderung und ließ ihn wähnen, ein überirdisches, feenhaftes Wesen vor sich zu sehn.

Jetzt aber blickte Felicitas sich um, sie erkannte ihn, nannte seinen Namen und beide

Damen wandten sich ihm zu, ja er sah deutlich, wie Felicitas ihre Mutter ungeduldig am Arm fortzog, um desto eher bei ihm zu sein.

Herrn Verboords Tochter war ein reizendes Mädchen mit tiefblauen Augen und auffallend sanften Gesichtszügen; obwohl der Figur nach völlig ausgewachsen, trug ihre Erscheinung noch das Gepräge der Kindheit, ihr Lächeln war offen und einfach, ihr Gang hatte die ungekünstelte Leichtigkeit der ersten Jahre noch nicht verloren.

Da sie Raphael erblickt, hatte sie einen leichten Schrei ausgestoßen, ihr liebliches Gesichtchen war verklärt worden durch einen Ausdruck von Glück, ungezwungen und strahlend wie das Lächeln eines Kindes. Ihre Mutter, statt sich über die Freundschaftsbezeugungen gegen den Buchhalter zu beunruhigen, blickte mit stolzer Freude auf ihr schönes Kind.

Frau Verboord selbst war nichts weniger als schön, die schwarzen Pocken hatten unverkennbare Spuren in ihrem Gesicht zurückgelassen, dennoch bestand eine große Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrer Tochter. Aus diesem Grunde mochte sie Felicitas noch mit besonderer Zärtlichkeit lieben. Wie hätte es auch anders sein sollen? Sah sie doch in ihr sich selbst neuerstehn, nicht allein wie sie nun war, sondern wie sie gewesen sein würde, wenn nicht die schreckliche Krankheit sie entstellt. Seit Felicitas Geburt hatte sie dieselbe beinah keinen Augenblick verlassen und erst seit wenig Monaten war beschlossen worden, das junge Mädchen von Zeit zu Zeit in die Welt zu führen.

Die abgesonderte Lebensweise und die namenlose Liebe von Frau Verboord zu ihrer Tochter mochten dazu beitragen, dieser die Gemüthsart eines einfachen, unerfahrnen Kindes

zu bewahren, obwohl sie reichlich mit Verstand und Gefühl ausgestattet war.

„Ach, Raphael, da sind Sie! wie ich mich freue!“ rief sie aus. „Wie wollen wir uns amüsiren, ich weiß schon, wer überrascht und stumm vor Verwunderung dastehn wird, und Sie wissen es auch, nicht wahr? Sprechen dürfen wir nicht darüber, aber es wird sehr hübsch sein!“

Der junge Mann, obwohl zitternd vor Aufregung, wagte auf diesen frohen Ausruf nichts zu erwidern, er verbeugte sich und stammelte seinen Gruß.

„Wir sind erfreut Sie zu sehn,“ sagte Frau Verboord, „schon begann ich zu fürchten, daß unaufschiebbare Geschäftsangelegenheiten meinen Mann verhindern möchten, nach Brasschaet zu kommen. Ich werde ihm besonders danken, daß er sich seines Versprechens erinnert und Sie veranlaßt hat, den heutigen Sonntag bei uns zuzubringen.“

„Ihre große Güte beschämt mich,“ erwiderte Raphael, „wie kann ich Ihnen jemals genug dafür danken?“

„Im Gegentheil, Herr Banks, wir haben alle Ursache, Ihnen verpflichtet zu sein. Das einsame Landleben hat nur wenig Anziehendes für mich, da ich stets in der Stadt gelebt habe; wenn ich nun Jemanden zuhöre, der ein so großer Naturfreund ist wie sie, dann wird dadurch auch in mir Interesse und Bewunderung für die Schönheiten und Reize der Natur geweckt. Und was Felicitas betrifft, so ist es wohl begreiflich, daß ihr, obwohl sie ihre Mutter innig liebt, doch das beständige Zusammensein mit einer alten Frau etwas einförmig erscheint; das arme Kind sehnt sich nach der Gegenwart eines Herzens, das jung und voll Lebenslust ist wie das ihre. Doch nun komm,

mein Kind," fügte sie, zu Felicitas gewendet, hinzu, „laß uns nach Haus zurückkehren, um deinen Vater zu begrüßen, damit er nicht glaubt . . ."

„Ich vergaß Ihnen zu sagen, Madame Verboord," unterbrach sie Raphael, „daß mein Principal noch in der Stadt ist; er hatte noch einige kleine Geschäfte zu besorgen, wird aber vor dem Essen jedenfalls in Brasschaet sein."

„Also noch zwei Stunden müssen wir warten!" seufzte die Dame. „Armer Verboord, er ist immer so voller Sorgen und Bekümmerniß. Obwohl ich durchaus nicht für das Landleben schwärme, habe ich ihn ermuntert, sich hier ein ausgedehntes Eigenthum zu erwerben, in der Hoffnung, daß er sich mehr Ruhe gönnen würde. Aber nun kommt er jede Woche höchstens einmal hierher, und kaum ist er ein paar Stunden da, so zieht es ihn unwiderstehlich zurück nach der Stadt. Wenn nur seine Gesundheit nicht leidet durch all' das Sinnen und Grübeln und Rechnen."

„Aber heute wird er bleiben bis zum späten Abend!" jubelte Felicitas, „er hat es mir versprochen und muß Wort halten, sei nur ganz unbesorgt, liebe Mutter."

„Da wir nun noch so viel Zeit haben, so können wir auch unsern Spaziergang über die Haide und durch den Wald fortsetzen," sagte Frau Verboord, „und Herr Banks wird uns begleiten und erzählen, was es in Antwerpen Neues gibt, seit wir die Stadt verlassen haben."

Sie wandte sich um und ging langsam den Haideweg entlang, während sie an Raphael verschiedene Fragen richtete, die meistens Bezug hatten auf den Haushalt in der Stadt, auf Freunde und Bekannte und auf die Geschäftsangelegenheiten des Herrn Verboord.

Der junge Mann antwortete so gut er

konnte, obwohl seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Felicitas gerichtet war, welche durch Zeichen und Geberden aller Art hinter dem Rücken ihrer Mutter ihm von den bevorstehenden Ueberraschungen Mittheilung zu machen versuchte.

„Sie scheinen Etwas zu wissen, das Sie uns nicht mittheilen wollen oder dürfen,“ bemerkte Frau Verboord endlich mit einem Lächeln, welches vermuthen ließ, daß Sie um das Geheimniß wisse.

„Ja ja, er verbirgt uns Etwas,“ rief Felicitas, „aber er hat Recht, Mütterchen, daß er es jetzt nicht sagt, Du wirst es zur rechten Zeit schon hören.“

„Glauben Sie mir, ich weiß wahrhaftig nichts,“ sagte Raphael verlegen.

„Ei ei, mein Herr, Sie wissen nichts? Können Sie mir gerade in die Augen sehn? Nein! da haben wir's!“ Und sie stellte sich dicht vor ihn hin und blickte ihm voll Muthwillen in's Gesicht.

Raphael wußte vor Verlegenheit nicht was er sagen noch thun sollte. „Sie täuschen sich mein Fräulein,“ stammelte er, „was sollte ich vor Ihnen verbergen.“

„Kommen Sie, Raphael, heucheln Sie nicht, es kann nichts helfen,“ unterbrach sie ihn; „weßhalb sollten sie denn sonst so vergnügt lächeln? weßhalb erglänzen Ihre Augen in geheimer Freude?“

„Ja, es ist etwas Ungewöhnliches in Ihnen,“ bestätigte Madame Verboord, ich habe es auch sogleich bemerkt.“

Der junge Mann wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, endlich faßte er Muth und sagte mit mühsam erzwungener Ruhe:

„Ja, ich bin glücklich und froh, aber es ist nichts Außergewöhnliches in meiner Freude.

Wenn man einen ganzen Monat vor einem Pult gesessen, wenn man zwischen engen Mauern eingeschlossen war, und kommt dann plötzlich, Dank der Güte seiner Vorgesetzten, in die herrliche, freie Gottesnatur, — sieht sich, umringt von Wald und Feld, von Blumen und Sonnenschein, hört den lieblichen Gesang der Vögel, athmet die würzige, balsamische Haideluft — und wird zugleich überhäuft mit Beweisen der Achtung und Freundschaft von der Gattin und dem Kinde des Wohlthäters, sollte da das Herz nicht aufgehn in einem Gefühl dankbarer Freude? Und sollte ich nicht voll herzlichen Dankes zu Gott aufblicken, der seine Schöpfung so schön! und meine Herrschaft so großmüthig gemacht hat?“

„Es ist ein Vergnügen, Sie über die Schönheit der Natur sprechen zu hören,“ sagte Frau Verboord, „Sie haben ein Dichterherz, Herr Banks, und Dichter und Künstler sehn bekanntlich die Dinge nicht wie andere Menschen. Etwas zu übertreiben scheinen Sie aber auch darin, zum Beispiel rühmen Sie stets den Anblick der Haide; mir erscheint sie grau, traurig eintönig, und durchaus nicht anziehend.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte der junge Mann, der sich nun ganz von seiner Verlegenheit erholt hatte, „grau, traurig und eintönig aber gerade die Eintönigkeit und ewige Stille einer so endlosen Fläche machen, einen tiefen Eindruck auf das Gemüth. Wenn man das tausendfältige Leben betrachtet, das sich hier entwickelt und immer wieder erneut ohne Dazwischenkunft des Menschen, dann wird man durchdrungen von einem Gefühl der Ehrfurcht, man empfindet greifbarer die Gegenwart des Schöpfers, inmitten dieser freien, jungfräulichen Natur.“

„Darin ist etwas Wahres,“ sagte Frau

Verboord, „ich habe es selbst wiederholt empfunden. Sie werden mich die Haide noch lieb gewinnen lehren, Herr Banks.“

„Ich gebe Ihnen aber nicht Recht, Raphael,“ rief Felicitas, „Sie haben nur Sinn für das Große, Imposante und achten nicht auf die kleinen Schönheiten; sagen Sie mir doch, was ist lieblicher als die Blumen? was verlockender als der süße Gesang der Nachtigall?“

„Sie irren in Betreff meiner Denkungsart, Fräulein Felicitas,“ entgegnete Raphael, „es existirt nichts in der Natur, wie klein es auch sei, das nicht schön ist und dessen Betrachtung nicht ein Quell der Freude für uns werden kann. Und was die Blumen betrifft, welche Sie so lieben, die haben auch in mir einen warmen Bewunderer und Freund.“

„Ach,“ rief Felicitas plötzlich, „mein Vater wird hoffentlich bald den Garten anlegen lassen, wie er nach dem Bau der kleinen Burg bleiben soll, mit vielen Beeten für mich; ich werde Blumen haben von allen Sorten und Arten und Sie sollen mir deren Namen sagen, Raphael, Sie kennen ja die Namen der Blumen, nicht wahr?“

„Nur einige, mein Fräulein, aber Ihr Wunsch ist hinreichend, um mich diejenigen lernen zu lassen, die ich nicht weiß. Ich gehe sehr häufig in die Handelsgärtnerei des Herrn Van Geert, und mit ein wenig Aufmerksamkeit kann ich mich mit den Namen der Pflanzen bekannt machen.“

„Gut, daß Du mich daran erinnerst, Felicitas,“ sagte ihre Mutter, „ich möchte mit Herrn Banks gern über unsern bevorstehenden Bau sprechen, und hören, was er davon denkt, denn wir selbst verstehn einmal nichts davon. Hat Herr Verboord Ihnen den Bauplan noch nicht gezeigt, Raphael?“

„Nein, aber er will mich heute an Ort und Stelle damit bekannt machen.“

„Wenn Sie nun für sich und zu Ihrem eignen Gebrauch eine kleine Burg hieherſetzen ſollten, wie würden Sie die Einrichtung treffen?“

Raphael ſah nachdenkend zur Erde.

„Wie ich die Einrichtung treffen würde? Nun, Herr Verboord hat mir geſagt, daß das Gebäude nicht groß werden ſoll, ich würde alſo die Fronte ſehr einfach machen, ſchlank und frei, mit einem beinah glatten Giebel und nur wenig Verzierungen an Fenſtern und Thüren.“

„Siehſt Du wohl, Felicitas,“ rief Frau Verboord, „Dein Vater ſpricht von griechiſchen Säulen vor dem Hauſe; und was er uns aufzeichnet, ſcheint mir die größte Aehnlichkeit mit dem Eingang eines Muſeums zu haben. Das würde doch zu ſchwerfällig ſein für ein kleines Landhaus.“

„Ja, wenn es der Vater aber ſo will, wird es doch wohl dabei bleiben müſſen.“

„Gewiß, mein Kind, er iſt allein der Herr; aber er ſetzt viel Vertrauen in den guten Geſchmack des Herrn Banks; vielleicht findet der ein Mittel, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Laß mich nur einmal ausführlich mit Raphael darüber ſprechen, die innere Einrichtung des Hauſes will mir auch durchaus nicht gefallen.“

Felicitas, die wenig Geſchmack an dieſer Unterhaltung fand, und vielleicht innerlich verdrießlich war, daß ihre Mutter die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes ganz für ſich in Anſpruch nahm, ſpazierte zur Seite und blieb ſelbſt ein Wenig zurück; ſie pflückte hier und da eine Blume und entblätterte ſie in der Zerſtreuung. Bald aber wurde ſie der Einſamkeit

müde und blickte mit einer Art von Ungeduld zu Raphael hinüber.

Dieser, verwundert über das Verschwinden des Mädchens, wandte sich nach ihr um, sie machte ihm wieder allerlei Zeichen und schien ihm verständlich machen zu wollen, daß er die etwas langweilige Unterredung abbrechen, zurückbleiben und suchen solle, einige Worte im Geheimen mit ihr zu wechseln.

Raphael war freudig bewegt; alle diese Anzeichen von Zuneigung und Freundschaft erfüllten ihn mit Freude und ließen ihn träumen von einer Zukunft voll Glück. Dennoch stellte er sich, als ob er die Winke des Mädchens nicht verstände, und wandte sich von ihr ab, um eine neue Frage der Madame Verboord zu beantworten.

Felicitas sprang voraus, hielt ihre Mutter an und sagte freundlich lächelnd:

„Liebes Mütterchen, Du hast schon so lange mit Raphael gesprochen, darf ich ihm nun auch mal Etwas sagen?“

„Warum nicht mein Kind?“

„Ja, aber ganz allein; es ist Etwas, das Du bald erfahren sollst, aber jetzt darfst Du es noch nicht wissen.“

„In Gottes Namen denn, vertraue nur dem Herrn Raphael Deine Geheimnisse,“ lachte die Mutter.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief Felicitas, und ergriff seinen Arm, als wollte sie mit ihm auf und davon gehn.

Raphael aber, verwirrt und befangen, widerstand ihr und blickte fragend ihre Mutter an.

„Haben Sie Nachsicht mit den Grillen eines Kindes, Herr Banks,“ sagte diese, „erfüllen Sie ihren Wunsch, das Geheimniß ist nicht schrecklich, ich versichre es Ihnen.“

Die Beiden gingen den Weg voraus; sobald sie sich weit genug von der ältern Dame entfernt hatten, um nicht von ihr verstanden zu werden, begann Felicitas mit freudigem Eifer.

„Ach Raphael, wir werden ein Fest haben heute, ein frohes, prächtiges Fest! Meine Mutter weiß nichts davon, sie ahnt nicht einmal, weßhalb ich diesen Morgen so ausgelassen und lustig bin. Wie wird die gute Frau überrascht sein! Wir haben allerlei schöne Sachen für sie, ein Paar diamantne Ohrringe, Geschenk meines Vaters; ein Armband in mattem Golde und einen feinen Spitzenkragen, meine Geschenke. Außerdem habe ich ein Lied mit Clavierbegleitung eingeübt. Wenn sie sich nun so mit Geschenken überhäuft sieht, wenn unsere Glückwünsche ihr entgegenklingen, wenn ich ihr das Lied singe, dann wird sie weinen vor Freude und Glück . . . und wir, wir wollen lachen und jubeln und in die Hände klatschen, ach wenn wir nur erst so weit wären, ich vergehe vor Ungeduld . . . Aber was haben Sie nur, Raphael, Sie sind so furchtbar ernst! Und doch habe ich so innig nach Ihrer Anwesenheit verlangt, damit Sie meine Freude theilen möchten!“

„Ach ich bin zu glücklich,“ sagte der junge Mann, „Ihre freundliche Aufmerksamkeit, Ihre Freundschaft . . .“

„Nein, heut müssen Sie lachen und so recht von Herzen froh sein. Aber da fällt mir Etwas ein! Sie allein haben kein Geschenk, müßten fern stehn und zusehn wie ein Fremder das geht nicht! Ich werde Ihnen das goldene Armband abtreten, das sollen Sie meiner Mutter überreichen, als Gabe von Ihnen.“

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein,“ erwiderte Raphael, „ich habe ein Geschenk.“

„Sie? für meine Mutter? Ei, und was ist es?“

„Ein Korb voll Topfblumen.“

„Schöne Blumen?“

„Die schönsten, die in der Gärtnerei des Herrn Van Geert zu finden waren.“

„Ach, das ist vortrefflich! wie wird die Mutter überrascht sein! Vielleicht wird Ihre Gabe sie noch mehr erfreuen wie die unsern, Raphael, da sie dieselbe durchaus nicht erwartet. — Doch hätte ich beinah die Hauptsache vergessen, gerade dasjenige, um dessentwillen ich Sie allein sprechen mußte. Sie können singen, ich weiß es, den Sie sind ein Mitglied der Concordia.“

„Dennoch verstehe ich nur sehr wenig von Musik, mein Fräulein.“

„Es ist auch nicht nöthig, daß Sie ein ausgelernter Musikus sind, Sie haben eine schöne Stimme, das genügt. In dem Liede, das ich singen will, ist ein Refrain, nur zwei Reihen, die durch eine Männerstimme wiederholt werden müssen, gewissermaßen wie ein Echo oder eine Antwort. Das Echo nun sollen Sie sein, Raphael, sehn Sie, der Gedanke, daß wir beiden gemeinschaftlich meiner guten Mutter zu Ehren singen werden, erfüllt mich mit Freude!“

So ging sie lachend und scherzend neben ihm; Frau Verboord, die in einer Entfernung von nur etwa zehn Schritten folgte, sah mit inniger Freude auf ihr schönes, heitres Kind. Sie wußte ohne Zweifel, welches Geheimniß es war, das Felicitas ihrem Begleiter mittheilte und machte sich daher nicht die mindeste Sorge. Raphael war stets mehr zurückhaltend, höflich und selbst auffallend kühl; wenn er sich dazu hergab, das fröhliche Plaudern anzuhören, so geschah das, wie sie meinte, nur aus Nachsicht und Freundschaft für das lebenslustige Kind.

Sie sah jetzt wie der junge Mann zurückkehrte und wie Felicitas mit hellem Lachen ihm folgte.

„Nun, was hat meine muthwillige Tochter wieder zu spotten?“ fragte sie Raphael.

„Lauter Kleinigkeiten,“ erwiederte er, „das Fräulein ist so munter heute, und in der That . . .“

„Schweigen, Raphael, und nicht sprechen!“ rief Felicitas dazwischen, während sie sich den Finger auf den Mund legte; „es ist unser Geheimniß, verrathen Sie es nicht!“

„Nun, ich will ja nichts davon wissen,“ sagte die Mutter; da Du aber fertig zu sein scheinst mit dem, was Du Herrn Banks anvertrauen wolltest, so kann ich noch ein wenig über den Bau unseres Hauses mit ihm reden.“

„Nein, nein, Mutter, darüber nicht, ich habe Raphael noch Vieles mitzutheilen, aber diesmal darfst Du wenigstens zuhören, wenn es Dir beliebt. Du weißt doch, ich muß ihm noch von dem Feste bei Herrn Dorneval erzählen.“

Sie schob sich zwischen ihre Mutter und den jungen Mann, entfernte die beiden von einander und sagte dann mit gedämpfter Stimme:

„Ach, Sie wissen noch gar nicht, Raphael, was ich für ein Vergnügen gehabt habe! So viel Vergnügen, daß mir noch der Kopf davon schwindelt! Es war am Abend vor unserer Abreise nach Brasschaet und ich habe Sie seitdem noch nicht gesehn. Hundertmal jeden Tag wünschte ich, Sie möchten herauskommen, damit ich Ihnen endlich Alles erzählen könnte. Sie wissen doch, der reiche Kaufmann, der auf dem großen Markt wohnt?“

„Gewiß, Herr Dorneval, ich kenne ihn sehr gut.“

„Er gab ein Abendfest in seinem Hause, viel Musik war da und wir haben getanzt. O, es war prächtig! Die ältern Damen waren wie Königinnen gekleidet und die jungen Mädchen wie Engel. Ich trug ein weißes Kleid und einen Kranz von Maßliebchen, die glänzten, als hätte ich eine Sternenkrone auf dem Kopf. Viel junge Herren waren da, alle schön, zierlich höflich und liebenswürdig. Jeder sagte mir, daß ich reizend wäre, meine Ohren klingen noch von all' dem Lob und all' den schönen Worten, die mir während mehr als fünf Stunden zugeflüstert wurden. Die großen, in blendend hellem Lichte strahlenden Säle, der Glanz der reichen Toiletten und Juwelen, die rauschende Musik, die angenehme Unterhaltung — es war wie im Paradies! . . . Warum sehn Sie so ernsthaft drein, Raphael, ich könnte beinah glauben, daß meine Worte Sie verdrießen."

„Nein, nein, Fräulein Felicitas," murmelte Banks mit schlecht verdecktem Mißbehagen, „ich sehe Sie im Geiste umringt von all' den reichen jungen Leuten und höre was sie Ihnen sagen."

„Unmöglich, Raphael; Einer war darunter, der mich den ganzen Abend nicht verlassen hat, ein stattlicher, schöner Mann, lebhaft und mit großen, schwarzen Augen, gerade wie Sie, Raphael. Was er mir sagte und hundermal wiederholte, habe ich lange Zeit für Höflichkeit und Scherz gehalten, endlich aber fragte er mich, ob ich, wenn unsere Eltern zustimmten, ihn heirathen wolle. Er sprach sehr ernst, und als ich bei seiner sonderbaren Frage in ein lautes Lachen ausbrach, nahm sein Gesicht einen traurigen Ausdruck an und er hat seitdem nicht wieder mit mir gesprochen, nur aus der Ferne sah er mich an mit einem Blick so voll Trauer, daß mir das Herz vor Mitleid klopfte. Das Bild

des betrübten Mannes schwebt mir noch stets vor Augen und ich mache mir täglich und stündlich Vorwürfe, daß ich ihm durch mein leichtsinniges Lachen solchen Kummer gemacht. Aber nicht wahr, Raphael, wie konnte er mir auch so plötzlich von heirathen sprechen? ich bin ja doch noch viel zu jung! . . . Warum antworten Sie nicht? Sie geben gar nicht Acht auf das was ich Ihnen erzähle, das ist schlecht von Ihnen!"

„Und wie heißt dieser eifrige Verehrer," fragte Raphael bekümmert.

„Wie er heißt? Sie kennen ihn, es ist Alfred, der älteste Sohn des Herrn Dorneval, ein schöner Mensch, und sein Vater ist furchtbar reich. Denken Sie nur, er sprach mir von einer herrlichen Equipage mit englischen Pferden und von einem großen Landhause . . . Was murmeln Sie nun wieder in sich hinein, Raphael, und warum schütteln Sie so sonderbar den Kopf?"

Raphael war in trüben Gedanken versunken, ungestüm klopfte sein Herz, das Bild von Alfred Dorneval schwebte drohend vor seinen Augen. Der junge Herr war in der That ein stattlicher, schöner Mann und gehörte einer der angesehensten und reichsten Familien Antwerpens an. Er hatte auf Felicitas Gemüth ohne Zweifel einen tiefen Eindruck gemacht, seit jenem Feste dachte sie unaufhörlich an ihn, vielleicht liebte sie ihn? . . . Und er hatte von heirathen gesprochen! Welch' dunkler Flor sank plötzlich hernieder auf die unbestimmten und doch so glänzenden Träume des armen Raphael.

Das junge Mädchen bemerkte seine Aufregung nicht, und wollte eben eine neue Frage an ihn richten, als Madame Verboord plötzlich ausrief:

„Felicitas, Felicitas, da hinten kommt Dein Vater!“

Ohne auf ihre Mutter oder Raphael zu warten, lief Felicitas wie ein Reh über die Haide ihrem Vater entgegen und sprang ihm um den Hals, da er kaum noch ihr Nahen bemerkt.

„Ach, Gott sei gelobt, daß Du da bist,“ rief sie aus, „Dein langes Ausbleiben hatte mich beunruhigt. Nun bin ich glücklich, bester Vater, Alles ist bereit, die Mutter ahnt nichts; welche große Freude werden wir haben!“

„Ja, ja, große Freude,“ antwortete Herr Verboord, „Du bist in den Jahren der heiteren Freude, und mußt sie genießen, mein Kind. Später, ach später . . . Ist Herr Banks nicht gekommen?“

„Gewiß, dort geht er mit der Mutter . . . aber Väterchen, Du scheinst traurig zu sein? Mir zu Liebe, vergiß doch auf ein paar Stunden Deine ewigen Geschäfte! Seit langer Zeit schon träumte ich von diesem schönen Tag und was mir am meisten entgegenlachte war die Hoffnung, Dich wenigstens für einige Stunden so recht von Herzen froh zu sehn . . . Und da bist Du nun wieder sorgenvoll und bekümmert. Komm, komm, lieber Vater, vertreibe diese feindseligen Sorgen.“

„Du täuschest Dich, mein Kind,“ sagte der Kaufmann, „ich bin zufrieden und heiter, aber ich kann doch nicht jubeln und ausgelassen sein wie ein junges Mädchen.“

„Wirklich, Vater, bist Du vergnügt und guter Laune?“

„Nun natürlich, Närrchen!“

„Ach dann bin ich zufrieden!“

In diesem Augenblick kam ihre Mutter mit Raphael herzu; nachdem er seine Gattin herzlich begrüßt begann der Kaufmann vom schönen

Wetter und andern gleichgültigen Dingen zu reden; seine Frau theilte ihm mit, was Raphael über den Plan des Landhauses geäußert und ließ sich in weitläufige Auseinandersetzungen ein, sichtlich in der Absicht, ihres Mannes Ansichten umzugestalten. Dieser schien Anfangs ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken, bald aber schweiften seine Gedanken vollständig ab.

Raphael, noch tiefer wie sein Herr in kummervolles Sinnen verloren, antwortete nur zerstreut und in abgebrochnen Sätzen, wenn die Dame sich auf sein Urtheil berief.

Dieses unbegreifliche Benehmen hatte Felicitas schon mehr als einen verweisenden Ausruf entlockt, und eben wollte auch ihre Mutter eine Bemerkung sich erlauben, als der Kaufmann plötzlich sagte:

„Laura, die Stunde des Mittagsmahles naht heran, wie wäre es, wenn Du mal in der Küche Dich umsähest? Ich habe mit Herrn Banks über gewisse Angelegenheiten zu sprechen und möchte gern einige Augenblicke mit ihm allein sein; Felicitas wird Dich begleiten."

Dieser Befehl schien das Mädchen zu betrüben.

„Ach Vater," rief sie aus, „kaum habe ich das Glück, Dich zu sehn und schon jagst Du mich wieder fort, um über Geschäftssachen zu verhandeln! Du hältst Dein Versprechen nicht!"

„Ich jage Dich nicht fort, mein Kind, sondern bitte Dich nur, mich eine kleine Weile mit Herrn Banks allein zu lassen und Du bist zu gut und verständig, um meinem Wunsche nicht sofort nachzukommen."

Felicitas neigte das Köpfchen ohne noch ein Wort zu erwiedern und folgte ihrer Mutter, die sich bereits auf den Rückweg begeben hatte.

Herr Verboord sah seinen Buchhalter an und fragte:

„Sie scheinen verstimmt, Raphael; haben Sie vielleicht schon etwas von der schlimmen Nachricht vernommen?“

„Von einer schlimmen Nachricht?“ wiederholte der junge Mann, „nein, Herr Verboord, aber ich las auf ihrem Gesichte, daß Sie Sorgen hatten.“

„In der That, ich habe einen argen Schrecken gehabt, vorhin begegnete mir der Herr Dorneval, er hat sich mir stets als treuer Freund bewährt. Heut zeigte er mir ein Telegramm aus London, nach welchem für morgen ein starkes Weichen der Kaffeepreise bevorsteht. Schon seit ein paar Tagen konnte man eine rückgängige Bewegung verspüren, aber es scheint sich hier um ein ungewöhnliches Sinken der Waare zu handeln. Wenn die Berichte des Herrn Dorneval begründet sind, steht mir ein schwerer Verlust bevor. Lassen Sie einmal hören, wozu Sie mir jetzt rathen? was würden Sie an meiner Stelle thun?“

Raphael sann eine Weile nach, und sagte dann!

„An Ihrer Stelle, Herr Verboord? Ich würde warten bis morgen; sind dann die Preise noch erträglich, und ließe sich ohne großen Verlust ein Käufer finden, so schlüge ich los; ist aber der Cours beträchtlich gesunken, dann würde ich meinen Caffee behalten und die nächste Preiserhöhung abwarten.“

„Wenn aber die Preise im Sinken blieben?“

„Das ist allerdings eine Möglichkeit, der Handel besteht ja indessen aus beständigem Wechsel.“

„Also Sie glauben, daß die Waare noch

auf den alten Cours von voriger Woche zurückkehren wird?"

„Es ist nicht unwahrscheinlich; nach Ihren eignen Worten und nach der allgemeinen Ansicht zu schließen, ist das plötzliche Sinken eine Folge der Uebereinkunft einflußreicher englischer Häuser. Sobald sie die Preise gehörig niedergedrückt haben, werden sie dieselben wieder in die Höhe treiben, um die angekaufte Waare mit großem Gewinn an den Mann zu bringen. Wenn diese Voraussetzung richtig ist, dann werden Alle, die ihren Caffee behalten haben, an diesem Gewinn betheiligt sein."

Herr Verboord schlug sich mit einem peinlichen Seufzer vor die Stirn und sagte:

„Aber, mein lieber Banks, ich habe keine Zeit zu warten. Selbst wenn Ihre Annahme richtig ist, so werden Monate vergehen, ehe man wieder einen günstigen Cours erreicht. Ich muß diese Woche große, sehr große Summen zu meiner Verfügung haben. Und die Geldsendung aus Amerika kommt noch immer nicht!"

„Sie wird vielleicht baldigst eintreffen, Herr Verboord. Vielleicht wird auch die gedrohte Caffeecrisis morgen noch nicht zum Ausbruch kommen, dann könnten Sie zu verkaufen suchen."

„Mein Gott," klagte der Kaufmann in fieberhafter Aufregung, „das sind alles nur Hoffnungen von zweifelhafter Natur! Ich kann nicht leugnen, Raphael, daß ich sehr bekümmert und voller Sorgen bin. Mich verfolgt die Ahnung eines großen Unglücks; ich weiß nicht warum, aber es ist so. Ich kann unmöglich in Brasschaet bleiben, es möchten Briefe kommen, vielleicht treffen Depeschen aus Amsterdam oder London für mich ein. Hier würde ich keinen Augenblick ruhig sein; der Kutscher hat Befehl, die Pferde bereit zu halten, ich kehre augenblicklich

nach der Stadt zurück, aber wie soll ich meine Frau, und vor Allem Felicitas davon benachrichtigen?"

Ein freudiger Strahl erhellte Raphaels Züge; die Erzählung von Felicitas hatte sein Herz tief verwundet, er fühlte, daß es ihm unmöglich sein würde, auf dem frohen Feste sein Leid zu verbergen und Heiterkeit zu heucheln. Der Zustand mußte ein unerträglicher werden, denn wie sollte er seine unüberwindliche Schwermuth erklären? Er nahm nun mit Freuden eine Gelegenheit wahr, von einem Orte zu entfliehen, an dem für ihn weder Ruhe noch Vergnügen zu finden war.

„Herr Verboord," sagte er, „ich bitte Sie dringend, geben Sie mir auf's Neue einen Beweis Ihres Vertrauens und Ihrer Gewogenheit. Wenn Sie fortgehn, wird Fräulein Felicitas in Thränen zerfließen, sie hat sich zu lange auf das heutige Fest gefreut. Und Madame Verboord wird nicht minder betrübt und beunruhigt sein. — Der Postwagen muß sogleich durch das Dorf kommen, lassen Sie mich zur Stadt gehn."

„Nein, nein, mein Freund, daraus kann nichts werden."

„Ich bitte Sie dringend, genießen Sie in Frieden diesen schönen Tag."

„Aber Ihr Fortgehn würde mich ja nicht von meiner Unruhe befreien; was sollten Sie in der Stadt thun können?"

„Wenn Briefe oder Berichte eintreffen, so werde ich dieselben in Empfang nehmen und öffnen, wie Sie mir das ja gewöhnlich in Ihrer Abwesenheit gestatten. Ist etwas Wichtiges unter den Sachen, so bringe ich es eilends hieher zu Ihnen; so können Sie unbesorgt bis zum späten Abend oder bis morgen in ihrer Familie

bleiben, denn wenn ich nicht komme, so ist das ein Zeichen, daß Alles in Ordnung ist."

Der Kaufmann schüttelte schweigend den Kopf.

„Vielleicht kann ich Ihnen auch einen Dienst erweisen," fuhr der junge Mann fort; „wenn ich einen Käufer fände, Herr Verboord, würden Sie mir erlauben, den Caffee zu dem gestrigen Course abzustehn?"

„Es ist Sonntag, Raphael."

„In der That, es ist nur eine schwache Hoffnung, aber man kann es ja nicht wissen; ich habe eine glückliche Hand."

„Gewiß, ich würde den Caffee gern zu dem Preise verkaufen, doch ist Angesichts der schlechten Nachrichten nicht daran zu denken, mein Freund."

„Und dann ist heut Abend ein Fest der großen Harmonie, da werde ich eine Menge von Unterhändlern und Mäklern finden und mich durch sie von der allgemeinen Stimmung unterrichten lassen. So werden wir morgen beim Oeffnen der Büreaus den Sachverhalt genau kennen, und wissen, was zu thun ist."

Herr Verboord sann noch eine Weile nach, dann sagte er:

„Raphael, sie sind ein braver und tüchtiger Mensch; meine Tochter würde allerdings weinen und meine arme Frau sehr betrübt sein, wollte ich sie so plötzlich wieder verlassen. Gehn Sie also zur Stadt und thun Sie, wie Sie gesagt. Aber, nicht wahr, ich darf fest überzeugt sein, daß Sie bei der mindesten Nachricht von Bedeutung nach Brasschaet kommen werden?"

„Ganz gewiß, Herr Verboord."

Der Kaufmann von seinem Buchhalter gefolgt, richtete jetzt eilig seine Schritte dem Hause zu; nachdem Sie stillschweigend eine Weile mit einander fortgegangen waren, verzögerte er

aber wieder seinen Gang, blieb endlich stehn und sagte:

„Es ist in der That sonderbar, wie die schwarzen Gedanken mich verfolgen und foltern; da habe ich mich eben wieder ganz ruinirt, arm und dem Elende anheimgefallen gesehn."

„Aber, Herr Verboord, welchen Grund haben diese Träume?"

„Keinen, ich weiß es, wenigstens jetzt noch nicht. Ach es ist peinlich, sein ganzes Leben wie ein Sclave gearbeitet und gesorgt zu haben, ohne einen Augenblick der Ruhe und Erholung, glücklich genug gewesen zu sein um für sein Kind ein ziemliches Vermögen zu erwerben und dann auf seinen alten Tag noch befürchten müssen, durch einen einzigen Schicksalsschlag Alles zu verlieren . . . Aber wie gesagt, einstweilen entbehren solche Gedanken jeden Grundes."

Mit diesen Worten schritt er rascher voran und hatte bald den Garten erreicht; hier blieb er stehn und fragte:

„Aber Ihre Blumen, Raphael? haben Sie dieselben schon meiner Tochter oder ihrer Mutter übergeben?"

„Nein, Herr Verboord," entgegnete der junge Mann, „sie stehn noch unter dem Vordach neben dem Stall."

„Ich werde sie in Ihrem Namen meiner Frau überreichen. Und haben Sie schon von Ihrer Erbschaft gesprochen? Nicht? Nun, so werde ich es auch übernehmen, diese gute Nachricht im geeigneten Augenblick bekannt zu machen. Lassen Sie uns vorläufig darüber schweigen, sonst möchten Sie nicht rechtzeitig fortkommen. Halten Sie sich gut und lassen ja den Grund Ihrer unerwarteten Abreise nicht durchblicken."

So näherten sie sich dem Hause, und sahen

Felicitas neben ihrer Mutter auf einer Bank sitzen.

Mit einem Freudenschrei sprang das junge Mädchen auf und lief jubelnd dem Vater entgegen. Sie ergriff seine Hand, zog ihn auf die Seite und rief:

„Ach, Gott sei Dank, die Geschäfte sind erledigt! Nun widmen wir uns ganz der Freude dieses glücklichen Tages! Vater, ich bitte Dich, mache einen Vorwand ausfindig, die Mutter für einige Augenblicke zu entfernen, ich muß nothwendig mit Raphael an den Flügel gehn, um ihn den Refrain meines Liedes zu lehren. Aber da kommt die Mutter, laß sie nichts merken!“

„Es thut mir leid, mein Kind, daß ich gezwungen bin, Dich zu betrüben,“ sagte der Kaufmann, „aber das Geschäft ist unerbittlich in seinen Forderungen. Herr Banks wird nicht mit uns zu Mittag speisen, er muß augenblicklich zur Stadt zurückkehren.“

Felicitas fuhr erschreckt auf.

„Wie? was?“ rief sie, „Raphael sollte fortgehn? Ach, lieber Vater, wie kannst Du mich so nutzlos erschrecken?“

„Der Vater scherzt,“ bemerkte Frau Verboord „das Essen wird sogleich aufgetragen . . . .“

„Ich scherze nicht, es thut mir herzlich leid, doch kann ich nichts daran ändern,“ sagte der Kaufmann, „Herr Banks muß ohne Verzug sich zur Chaussee begeben, um den Postwagen nicht zu verfehlen.“

Felicitas nahm an der Stimme ihres Vaters wahr, daß ihr wenig Hoffnung blieb, seinen Entschluß zu ändern. Sie senkte das Köpfchen und sagte niedergeschlagen:

„Ach, und ich hatte mich so sehr darauf gefreut, daß Raphael diesen Tag mit uns feiern würde! ich versprach mir so viel Vergnügen, so

viel Glück! Liebe Mutter, lege Du ein gutes Wort ein, daß Raphael bleiben darf! wenn er geht, werde ich nur noch Verdruß haben heute."

Raphaels Herz schlug hoch auf bei diesen Worten des Mädchens, so voll Zuneigung und Freundschaft für ihn; wie ein Balsam legten sie sich auf seine Wunde und er begann sich der Ungerechtigkeit und des Irrthums zu beschuldigen. Doch da tauchte plötzlich das Bild des jungen Herrn Dorneval vor ihm auf, und traurig blickte er wieder vor sich nieder.

Madame Verboord wagte noch einen Versuch, ihren Gatten zu bewegen, daß er Raphael wenigstens zum Essen dort behalten möchte, aber die ernste Antwort, die sie erhielt, überzeugte sie bald, daß man sich in die Nothwendigkeit fügen müsse.

„Halten Sie sich nicht länger auf, lieber Freund," flüsterte der Kaufmann seinem Geschäftsführer in's Ohr; „gehn Sie sofort, ohne weitere Auseinandersetzungen, das ist das einzige Mittel, den Klagen von Felicitas ein Ende zu machen."

Raphael murmelte einen Gruß und wandte sich dem Thore zu. Schon hatte er die Landstraße erreicht, als er Felicitas seinen Namen rufen hörte. Er wandte sich um und sah wie das Mädchen, die Augen voll Thränen, ihm die Hand entgegenstreckte.

Es lag Etwas in ihrem Blick, das ihm die Seele tief bewegte, eine namenlose Zuneigung ein Schmerz über sein Fortgehn, . . . vielleicht der Glanz einer noch unbewußten Liebe.

Der junge Mann vergaß den Befehl seines Herrn; zögernd blieb er stehn, ein glückseliges Lächeln verklärte seine Züge. Doch jetzt ge=

wahrte er, wie der Kaufmann ein Zeichen der Ungeduld machte, eilig wandte er sich zum Gehen und war bald hinter den Bäumen des Weges verschwunden.

III.

Drei Tage später saß Herr Verboord mit seiner Frau und Tochter in einem Zimmer seiner Stadtwohnung an dem Tisch, auf dem das Frühstück servirt war.

Das Gesicht des Kaufmanns verrieth eine große Unruhe; seine Wangen waren bleicher wie gewöhnlich, die Augen matt, und die Mundwinkel zuckten in fieberhafter Erregung.

Von Zeit zu Zeit genoß er einen Bissen von den vor ihm stehenden Speisen, sichtlich ohne zu wissen, was er that; oder er öffnete eine Brieftasche uud durchblätterte vielleicht zum hundertsten Male die darin aufbewahrten wichtigen Berichte. Dann wieder schrieb er Zahlen auf die Couverts der Briefe und schüttelte mißmuthig den Kopf bei dem ungünstigen Resultat seiner Berechnungen.

Madame Verboord beobachtete ihren Gatten mit einem Ausdruck traurigen Mitleidens, in den sich gleichwohl einige verweisende Unzufriedenheit mischte.

In den Augen von Felicitas glänzten helle Thränen, sie schien beständig ihren Vater anreden zu wollen, aber das Wort erstarb ihr im Munde; hatte er doch selbst den Wunsch ausgesprochen, in seinem Nachsinnen nicht gestört zu werden.

Seit einer halben Stunde hatte völliges

Stillschweigen in dem Zimmer geherrscht; endlich sagte Frau Verboord im Tone sanften Vorwurfs:

„Lieber Mann, Du handelst weder aufrichtig, noch gerecht an uns. Es ist Etwas, das Dich mit Sorge und Kummer erfüllt, ja man sollte glauben, daß ein Unglück Dich getroffen, und doch verweigerst Du jede Aufklärung! Wer sind wir denn, daß Du uns das Recht absprichst, Dich zu trösten, oder wenigstens Dein Leid zu theilen? Komm, vertraue mir, was Dich drückt, das Herz Deiner Frau verlangt seinen Antheil an Deinen Sorgen."

Der Kaufmann machte eine ungeduldige Bewegung, erwiderte aber freundlich:

„Liebe Laura, Du belästigst mich vergebens, ich weiß nicht was Du sagen willst. Natürlich, ich denke an meine Geschäfte und Du thust Unrecht, mich darin zu unterbrechen."

„Höchst wahrscheinlich liegt Deiner Aufregung nur eine geringfügige Ursache zu Grunde," fuhr die Dame fort, „aber siehst Du denn nicht ein, wie Deine Verschlossenheit uns betrüben und erschrecken muß? Gestern Abend, da wir von Brasschaet zurückkehrten, warst Du schon eben so schwermüthig als jetzt, Du hast uns keinen Augenblick vergönnt Dich zu sehn, bist gleich ausgegangen; diesen Morgen bist Du so in Dich versunken und so sorgenvoll, daß der Ausdruck Deines Gesichtes allein genug wäre, uns mit Angst zu erfüllen. Nur wenig gute, aufrichtige Worte würden genügen, uns die Ruhe des Herzens wiederzugeben."

„Ja, Vater, ein einziges gutes Wort," bat Felicitas mit gefaltenen Händen.

„Es handelt sich um Dinge, die Ihr nicht versteht," sagte Herr Verboord etwas ärgerlich, „Ihr scheint zu glauben, daß ein Kaufmann allzeit lachen und vergnügt sein kann wie ein Rentier. Was ist sein Leben anders, als ein

beständiges Nachsinnen und Berechnen? Kämpft er nicht unaufhörlich mit dem Schicksal und kann er nicht jeden Tag in diesem Kampfe unterliegen? Was Wunder, wenn da die Gefahr ihm beständig vor Augen schwebt und er alle seine Geistesfähigkeiten darauf richtet, etwaigen Unglücksfällen zu entgehen?"

„Also Du bist wirklich von einer großen Gefahr bedroht?" seufzte seine Frau.

„Ein Kaufmann ist immer bedroht; aber weßhalb glaubst Du nun gleich, daß ich ein Unglück befürchte? Es ist nicht an dem; komm, laß mich in Frieden nachdenken und genieße Dein Frühstück, ohne Dich mit nutzlosen Sorgen zu quälen."

Hiermit wandte er sich ab und holte wieder die Brieftasche hervor, um seine Berechnungen fortzusetzen.

Jetzt stand Felicitas auf, nahm seine Hand und sagte mit ihrer sanften Stimme:

„Ach, liebster Vater, ich habe gar zu vielen Kummer! Das Namensfest meiner Mutter ist nicht angenehm verlaufen, denn du warst auch da traurig und abgewendet. Ich hoffte, das wäre nun vorbei und ich würde Dich wohlgemuth wiedersehn, aber nein, Du hast kaum noch ein Wort mit mir gesprochen, ja heut Morgen hast Du mir zum ersten Mal in meinem Leben keinen Kuß gegeben. O, wenn ich Dich trösten könnte!"

Herr Verboord war so sehr in Nachdenken versunken, daß er ihre liebreichen Worte kaum zu hören schien. Statt zu antworten, schlug er mit der Hand vor die Stirn, stand auf und griff nach seinem Hut, der neben ihm auf einem Stuhle stand.

„Du willst ausgehn?" fragte seine Frau verwundert.

„Ja, ich muß für einige Augenblicke fort,

ich habe etwas Wichtiges vergessen: in einer halben Stunde bin ich zurück."

„Aber Du bist ja noch nicht fertig mit dem Frühstücken, Verboord."

„Doch, ich bin fertig, ich habe keinen Appetit. Also bis gleich; seid ohne Sorgen, Ihr habt keine Veranlassung, ein Unglück zu befürchten."

So sagend trat er eilig zur Thür und verschwand.

Felicitas legte beide Hände vor die Augen und begann bitterlich zu weinen; ihr herzzerreißendes Schluchzen steigerte noch die Angst der Frau Verboord, die durch die letzten Worte ihres Mannes mehr als zuvor erschreckt worden war. Weßhalb sprach er nur von Ruin und Unglück? Sollte denn die Gefahr wirklich so drohend sein?

Sie versuchte inzwischen ihre Tochter zu überzeugen, daß sie sich ohne Grund habe aufregen lassen; Felicitas aber die in der Gegenwart ihres Vaters nicht hatte weinen dürfen, entlastete nun ihr Herz von den zurückgehaltenen Thränen und blieb taub für die Tröstungen der Mutter.

Von eigner Angst gequält, begann Frau Verboord zu erwägen, wie unrecht es sei, daß ihr Mann die Ursache seiner Sorgen so hartnäckig vor ihr verberge. Es war ja nicht Neugierde, sondern ein gewisses Pflichtgefühl, das sie antrieb, diese Ursachen zu kennen. War es nicht ihr Beruf, den Kummer ihres Gatten zu theilen und tragen zu helfen? Und wenn er sich Sorgen machte, so geschah es doch nur aus Liebe zu ihr und zu seinem Kinde, denn Verboord legte nur auf Geld und Reichthum Gewicht, um das Loos derjenigen sicher zu stellen, die ihm über Alles theuer waren. Sollten also sie, die der Gegenstand seiner Sorge waren, ihn

nicht trösten und ermuthigen dürfen? Um sie nicht zu betrüben, suchte er so viel als möglich sein Leid zu verbergen, aber sie wollten diese edelmüthige Aufopferung nicht annehmen und ihren Antheil an seinem Kummer fordern.

Unter dem Einfluß solcher Gedanken ging die besorgte Frau zu einer Ecke des Saales und zog hastig den Schellenzug.

„Theresia," sagte sie dann zu dem eintretenden Mädchen, „geh' sogleich in's Büreau und bitte Herrn Banks zu mir zu kommen, da ich ihn nothwendig sprechen müsse."

Wenige Minuten später erschien Raphael.

Wahrscheinlich hatte die erhaltene Botschaft ihn angenehm überrascht, denn schon die Hoffnung, Felicitas zu sehn, ließ sein Herz freudig schlagen.

Als er aber Thränen in ihren Augen sah, konnte er kaum einen Schreckensruf unterdrücken obwohl ihn Felicitas, durch ihre Thränen lächelnd., voll Freundlichkeit ansah. Bestürzt blieb er mitten im Saale stehn und murmelte seinen Gruß.

„Bitte treten Sie näher, Herr Banks," sagte jetzt Madame Verboord in ernstem Ton, „nehmen Sie hier den Stuhl und setzen sich zu mir; was ich Sie fragen wollte, ist von Wichtigkeit und ich kann nicht ruhig sprechen, wenn Sie so vor mir stehn."

Raphael setzte sich, und sie fuhr fort:

„Herr Banks, mein Mann ist im höchsten Grade niedergeschlagen und mißgestimmt, entweder scheint er vor einer noch drohenden Gefahr zu erschrecken oder ein schon geschehenes Unglück zu bedauern. Kennen Sie den Grund seines Kummers?"

Raphael, durch diese unerwartete Frage überrascht, zögerte eine Weile wie Jemand, der nach einer Antwort sucht; dann sagte er:

„Die Damen wissen ja, daß Herr Verboord schon seit drei Monaten sehr schwermüthig ist; seine aufgeregten Nerven . . .“

„Ja gewiß, das ist sehr traurig für mich und meine arme Felicitas, aber es hat nichts mit meiner Frage zu thun. Wir sind überzeugt, daß Herr Verboord in diesem Augenblick einen besonderen Grund hat, sich zu beunruhigen und daß er uns diesen Grund verheimlicht, um uns nicht zu betrüben. Wir aber wollen ihn wissen, um, wie es die Pflicht gebietet, meinen Mann trösten und ermuthigen zu können. Da Sie nun sein unbegrenztes Vertrauen besitzen und ohne Zweifel in Alles eingeweiht sind, so bitten wir Sie, uns mitzutheilen, was wir so dringend zu wissen verlangen.“

Dieses Ansuchen versetzte Raphael in große Verlegenheit; er erwiderte zögernd:

„Madame Verboord, da muß ich bitten, mich zu entschuldigen. Was mein Herr glaubt, Ihnen verbergen zu müssen, das darf ich unter keinen Umständen gegen seinen Wunsch Ihnen sagen.“

„So liegt also wirklich etwas Außergewöhnliches, etwas Schreckliches vor? Und Sie, Herr Banks, wissen es?“

„Sie werden edelmüthig genug sein, nicht weiter in mich zu dringen,“ sagte der Buchhalter; „ich glaube in der That zu wissen, weßhalb mein Herr seit seinem letzten Ausflug nach Brasschaet so bekümmert ist; aber wenn er absichtlich nicht mit Ihnen darüber gesprochen, so werden Sie einsehn, daß ich nicht offenbaren darf, was er verheimlicht.“

„Also ein großes Unglück ist im Anzuge?“ rief die Dame angsterfüllt. „Großer Gott mein armer Mann vom Ruin bedroht, und ich soll es nicht einmal wissen?“

„Aber nein, Madame Verboord, es liegt we-

der Ruin noch Unglück vor, wenigstens nicht so viel ich weiß," sagte Raphael voll Mitleiden und beinah zur Indiscretion verführt durch den flehenden Blick, den Felicitas auf ihn richtete.

„Beruhigen Sie uns vollständig, bester Herr Banks," bat Frau Verboord, „sagen Sie uns was meinen Mann so quält, wir wollen Ihnen dankbar dafür sein, wie für eine Wohlthat."

Jetzt trat auch Felicitas zu ihm, erhob flehend die gefaltenen Hände und rief:

„Ach Raphael, seien Sie großmüthig! Wenn Sie in Ihrem geheimnißvollen Schweigen verharren und fortgehn, werde ich großen Kummer haben und viele Thränen vergießen, in der Ueberzeugung, daß eine arge Gefahr meinen Vater bedroht. Beruhigen Sie doch meine arme Mutter, geben Sie mir die Möglichkeit, meinen Vater, wenn er zurückkehrt, zu trösten! — Sie weigern sich? daß Sie auch gar keine Freundschaft für mich hegen!"

Einem solchen Angriff war Raphael nicht gewachsen; mit wenig Worten und in so beruhigender Form wie möglich setzte er den beiden Damen auseinander, wie die Sachen standen, wie die Kaffeepreise in Folge der Londoner Machinationen plötzlich gefallen seien und noch weiter fielen, wie aber nur diejenigen Häuser darunter litten, die gezwungen seien, ihre Vorräthe loszuschlagen, und er schloß mit der Versicherung, daß Herr Verboord nichts zu befürchten habe, da er ruhig das voraussichtliche Steigen der Preise abwarten könne.

Seine beiden Zuhörerinnen sahen ihn mit zweifelnden Blicken an, als ob sie die Auseinandersetzung nicht ganz begriffen; in Felicitas Augen glänzte gleichwohl ein Funken freudiger Dankbarkeit, als nähme sie ohne Untersuchung den süßen Trost in sich auf; den die Worte des jungen Mannes enthielten.

„Ach Raphael, das müssen Sie Alles meinem Vater sagen," rief sie endlich, „er hört so gern auf Sie, sein Kummer wird gänzlich schwinden!"

„Ich habe diese Berechnungen mit Ihrem Herrn Vater gemeinschaftlich gemacht, Fräulein Felicitas," erwiderte der Buchhalter, „und ihm Alles dargelegt, was nach meiner Ansicht zu seiner Beruhigung dienen konnte."

„Und warum glaubt er Ihnen nicht?"

„Er glaubt mir und stimmt mir zu, aber gleich darauf kommen die alten Zweifel und er verfällt wieder in den früheren Zustand. Es gibt einmal Zeiten, da der Mensch, ohne zu wissen warum, stets geneigt ist, nur von der schlimmsten Seite die Dinge anzusehn. Aber diese dunkle Gemüthsstimmung ist vorübergehend und ich bin gewiß, daß auch mein Herr nicht lange mehr darunter leiden wird."

„Gott gebe, daß Sie die Wahrheit sprechen, Herr Banks," sagte Madame Verboord, „der Verlust einigen Geldes würde an und für sich kein großes Unglück für uns sein, aber meinen Mann so in Sorgen zu sehn, das macht mich ganz muthlos. Sie haben uns doch nichts verheimlicht, nicht wahr, nicht wahr Herr Banks? und es ist doch nicht bloß um uns zu trösten, daß Sie solches Vertrauen zeigen?"

„Davon kann ich Ihnen sogleich den Beweis geben," erwiderte Raphael. „Herr Verboord hat Ihnen wahrscheinlich mitgetheilt, daß ich eine Erbschaft von 10,000 Franken gethan. Dies Geld ist für mich von großer Bedeutung, denn meine ganze Zukunft ist darauf begründet. Nun habe ich einen großen Theil davon angewendet, Kaffee anzukaufen. Wenn die Furcht meines Herrn sich verwirklichte, so würde ich gleich durch diesen ernsten Versuch schon halb ruinirt sein, ich muß also doch ein festes Ver-

trauen in das Steigen der Preise haben, da ich so viel auf's Spiel setze."

Frau Verboord nickte zustimmend, Raphael stand auf und sagte sich verbeugend:

„Sie werden mir jetzt erlauben, auf das Büreau zurückzukehren; es kommen um diese Zeit stets viele Mäkler und andere Leute, und wenn der Herr nicht anwesend ist, muß ich ihnen Rede stehn. Seien Sie versichert Madame Verboord, einstweilen ist von wirklicher Gefahr keine Rede uud Sie können in vollster Ruhe günstigere Zeiten und Umstände erwarten."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Im Comptoir warteten bereits verschiedene Leute auf ihn, meistens Mäkler, welche Proben verschiedener Waaren vorzeigten oder nach den Preisen der Artikel fragten, welche das Haus Verboord zur Verfügung hatte.

Da Raphael keinen Auftrag zum Eingehn von Geschäften erhalten hatte, war er in kurzer Zeit mit den Besuchern fertig und bald verließ der Letzte das Büreau.

Der junge Mann trat an sein Pult und begann still zu schreiben; oft aber stockte seine Feder, während ein heiteres Lächeln auf seinen Lippen schwebte und seine Augen hell erglänzten. Er dachte an Felicitas, an ihren freundlichen Blick, an ihren Händedruck, — und sein Geist verlor sich in eine schöne, glückliche Zukunft.

Plötzlich wurde er zur Wirklichkeit zurückgerufen; sein Freund Walberg trat fröhlich lachend und sich die Hände reibend, eilig in's Büreau und auf ihn zu.

„Du scheinst ja äußerst vergnügt zu sein, Franz," sagte Raphael, „bringst Du gute Nachrichten?"

„Wie, Du weißt es noch nicht?" entgegnete Jener; „ein plötzliches Steigen der Kaffeepreise!

Das Sinken war verursacht durch falsche Berichte. Es sind Anträge an unsern Markt gekommen zum Ankauf von großen Quantitäten, auch aus Amsterdam verlautet eine bedeutende Besserung. Zwei Cents p. Pfund, Raphael! Ich komme zu allererst hiehergelaufen um zu fragen, ob Herr Verboord geneigt ist zu verkaufen."

„Er ist nicht zu Haus," bemerkte Raphael, „doch wird er keinenfalls verkaufen, er würde noch zu viel verlieren, und da die Preise nun am Steigen sind, wird er natürlich warten wollen."

„Und Du hältst auch fest, nicht wahr? Du hast Recht; aber wie dem auch sei, an dem Caffee, denn ich Dir vorgestern verkauft, hast Du heute schon 400 Franken gewonnen."

„Dann verkaufe ich!" rief Raphael erfreut.

„Warum so eilig? Die Preise werden noch besser."

„Es ist mein erster Gewinn, Franz, ich möchte ihn gern gleich realisiren, kommt es mir doch vor, als hätte ich einen Schatz gefunden."

„Ja wahrhaftig, ich erinnere mich noch, wie das erste glückliche Geschäft, das ich machte, mich aufregte und erfreute, und es war viel geringer als das Deine. Also Du schlägst los mit zwei Cents Gewinn? Abgemacht, ich nehme Deinen Caffee, er ist verkauft."

Und dann seine Stimme plötzlich dämpfend, flüsterte er Raphael in's Ohr:

„Ich habe nicht viel Zeit, denn es wird heute Leben genug auf den Büreaus sein. Dennoch möchte ich Dich, wenn es möglich ist, gern einen Augenblick allein sprechen."

Raphael verließ mit ihm das Comptoir und führte ihn zu einer Thür im Gange; dieselbe öffnend sagte er:

„Dies ist das Kabinet von Herrn Verboord,

wir können da in aller Ruhe sprechen. Dachte ich mir doch gleich, daß das Steigen der Kaffeepreise nicht der einzige Grund Deiner frohen Stimmung sei, Du selbst hast ja gar keinen Caffee. Ich wette, daß Du mir Etwas von Lucia Spelt erzählen willst."

„Richtig gerathen," bestätigte Walberg, „es ist Etwas im Werke, etwas Großes, verlaß Dich darauf. Ob es günstig sein wird, das weiß ich einstweilen nicht, und doch bin ich so vergnügt als müsse mir heute noch ein Glück passiren, Alles ist mir rosenroth vor den Augen. Ach, was für einen unschätzbaren Dienst hast Du mir durch Deine Fürsprache beim alten Spelt erwiesen! Er hat gestern in einem äußerst freundlichen Briefchen meine Mutter benachrichtigt, daß er sie heute Morgen besuchen und in einer wichtigen Angelegenheit mit ihr sprechen wolle. Es ist das erste Mal, daß Herr Spelt sich so förmlich ankündigt. Was sagst Du zu der Nachricht, Freund Raphael?"

„Nun, die Sache ist klar genug, man wird das Nähere für Deine Hochzeit bestimmen," sagte Raphael, indem er seinem Freunde herzlich die Hand drückte . . . Glaube mir, Franz, ich freue mich fast so sehr darüber, als wenn ich selbst der Bräutigam wäre."

„Und doch ist die Sache noch nicht ganz klar," murmelte der Mäkler, „wie, wenn wir voreilig die Haut des Bären verkauften? Warum mag Herr Spelt seine Tochter von seiner Absicht nichts haben merken lassen? Sollte er etwa meiner Mutter sagen wollen daß ich alle Hoffnung aufgeben müßte . . .?"

„Gewiß nicht, Franz, wenn er Deine Mutter allein sprechen will, so ist es nur wegen der Vorbereitungen zur Trauung. Freue Dich, alter Freund, alle Deine Hoffnungen gehn in Erfüllung!"

„Ich sollte billig noch Zweifel hegen, bringe es aber nicht fertig," jubelte der Andre. „Ach Lucia meine Frau! Siehst Du, Raphael, ich muß nur gleich über Dich verfügen, ohne vorher Deine Erlaubniß eingeholt zu haben, Du sollst mein Brautführer sein, und Gott gebe, daß ich Dir bald denselben Dienst leisten darf."

„Bald? bald?" seufzte Raphael mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Wer kann es wissen?" rief Franz, „seit vorgestern glaube ich, daß das Unmögliche möglich geworden ist. Was Herr Verboord mir über Dich gesagt hat . . ."

„Wie so, Herr Verboord hat mit Dir über mich gesprochen?" unterbrach ihn Raphael.

„Ja, und in einer Weise, die mir viel Stoff zum Nachdenken gab. Das Herz schlug mir vor Freude Deinetwegen."

Aber um Himmels Willen, was sagte er denn eigentlich?"

„Ich befand mich in dem Caffeehause bei der Börse, als Herr Verboord eintrat und sich an denselben Tisch setzte, er ist immer sehr freundlich gegen mich, wie Du weißt. Wir sprachen über Geschäftssachen, bis ich ganz zufällig Deinen Namen nannte, bei Gelegenheit des Caffees, den ich für Dich gekauft. Darauf begann Herr Verboord Deinen Verstand und Fleiß himmelhoch zu rühmen, er suchte mich zu überzeugen, daß Du mit der Zeit sehr reich werden würdest und fügte bei, daß Du mehr als irgend Jemand verdientest glücklich zu sein. Mit einem Worte Raphael, es gibt keine Gaben des Herzens und Geistes, die er Dir nicht im vollsten Maße zuerkannte, und er sprach mit solcher Liebe und solchem Eifer, daß ich einen Vater zu hören glaubte, der die Tugenden seines Sohnes preis't. Da habe ich denn Deine

Hoffnungen begriffen und mich erfreut in dem Gedanken, daß die bittern Schmerzen einer unglücklichen Liebe Dir hoffentlich erspart bleiben; o daß ich mich nicht irrte!"

Raphael hatte mit klopfendem Herzen den Worten seines Freundes gelauscht; jetzt saß er schweigend, wie in tiefem Traum versunken.

„Lebewohl," sagte Walberg lachend, „ich bin also heute wenigstens nicht allein glücklich; die zweite Nachricht war wohl eben so gut wie die Erste, betreffs des Caffees, nicht wahr?"

Raphael drückte ihm herzlich die Hand und begleitete ihn zur Thür des Kabinets, dann kehrte er noch einen Augenblick in das stille Zimmer zurück.

„Vierhundert Franken gewonnen!" murmelte er, „welch' tiefen Eindruck macht doch dieser erste Gewinn! Es ist mir als müßte ich den Wänden und Meublen die frohe Zeitung verkünden. Aber ich muß ruhig bleiben und darf mich nicht lächerlich machen. Wenn nur Felicitas es wüßte, sie ganz allein, dann könnte ich es leicht der ganzen übrigen Welt verschweigen. Ja, und diese Nachricht würde sie und ihre Mutter überzeugen, daß die Befürchtungen des Herrn Verboord gänzlich unbegründet sind. Von der Preiserhöhung des Caffees muß ich die Damen jedenfalls in Kenntniß setzen, das wird sie beruhigen und erfreuen."

Mit diesen Worten verließ er das Kabinet und ging in das Büreau zurück, wo er die Fragen verschiedener ihn erwartender Leute beantwortete und einen Blick in die Arbeiten der übrigen Comptoiristen warf. Dann trat er wieder in den Hausflur und klopfte am Ende desselben an eine Thür; von einer bekannten lieben Stimme tönte ihm ein freundliches: „Herein" entgegen.

„Sie entschuldigen, Madame Verboord,"

rief er mit zurückgehaltenem Eifer, „ich wollte mir erlauben, Ihnen eine gute Nachricht zu bringen. Es ist eine plötzliche Erhöhung in den Caffeepreisen eingetreten.“

Die beiden Damen angenehm überrascht, standen von dem Tische auf und traten ihm entgegen.

„Gott sei Dank,“ jubelte Felicitas, „nun wird mein Vater von seinen Sorgen befreit!“

„Sind denn die Preise so ganz plötzlich auf einen günstigen Cours gekommen?“ fragte Madame Verboord zweifelnd.

„Nicht durchaus günstig,“ erwiederte Raphael, „aber sie steigen immer noch, und wahrscheinlich wird mein Herr bald seinen Caffee mit Vortheil verkaufen können. Ich selbst habe heute 400 Franken daran gewonnen.“

Diese Ankündigung hatte nicht die Wirkung die sich Raphael davon versprochen. Ein leichtes Lächeln zeigte sich auf dem Gesichte der ältern Dame, während Felicitas ihn verwundert anschaute, als fragte sie, wie eine solche Sache ihn so erfreuen könne.

„Ja,“ rief Raphael aus, ich bin Kaufmann, Gott wird meine Bemühungen segnen! Ich will arbeiten, laufen, ringen, berechnen, und so das Schicksal zwingen, mir günstig zu sein. Dieser erste Schritt entscheidet über mein ganzes Leben, er zeigt mir ein glänzendes Ziel in der Zukunft und ich werde es erreichen, welche Hindernisse sich mir auch entgegenstellen mögen!“

„Sie wollen also wirklich Kaufmann werden?“ fragte Felicitas in unzufriednem Ton. „Da werden Sie ja auch stets voller Sorgen und Kummer sein. Thun Sie es nicht, Sie werden es beklagen, Raphael, ich werde ganz traurig, wenn ich daran denke.“

„In der That, Herr Banks,“ fügte Ma=

dame Verboord bei, „Sie sollten sich eine sorgenfreie Laufbahn wählen.“

„Aber ich fühle den entschiedensten Beruf zum Handel,“ entgegnete Raphael; „wenn es wahr ist, daß Gott mir einige geistige Fähigkeiten verliehen, so sind sie sicher für dieses Fach, und ich werde nicht undankbar seine Gaben mißkennen. Ich will reich werden, sehr reich, und gewiß, es wird mir gelingen!“

„Armer Raphael,“ seufzte Felicitas, „was ist nur mit ihm vorgegangen?“

„Beruhigen Sie sich, Herr Banks,“ sagte die Mutter, „gewiß, wir wünschen Ihnen Glück zu Ihrem Gewinn, aber 400 Franken sind noch kein Vermögen.“

„Raphael wurde roth, er fühlte, daß er sich hatte hinreißen lassen.

„Verzeihen Sie, Madame Verboord,“ sagte er, „ich habe Unrecht und muß Ihnen wie von Sinnen erscheinen. Aber es besteht einmal der unwandelbare Glaube in mir, daß das Schicksal mir seine Gunst nicht verweigern wird. Täusche ich mich, so wird jedenfalls nicht mein eigner Fleiß und Eifer Schuld daran sein, aber nein, ich täusche mich nicht!“

„Ich sehe wohl,“ sagte Madame Verboord kopfschüttelnd, „guter Rath kommt bei Ihnen zu spät, der Handelsgeist hat einmal von Ihnen Besitz ergriffen. Zugegeben, daß das beständige Berechnen und das unaufhaltsame Ringen mit dem Geschick etwas Anziehendes habe für den Mann, — seiner Gefährtin und seinen Kindern entsteht daraus aber kein angenehmes Leben; wirklich, Herr Banks, ich möchte Sie lieber einen andern Beruf ergreifen sehn.“

„Ach bitte, Raphael, werden Sie nicht Kaufmann!“ rief Felicitas.

Der junge Mann war sehr bestürzt, ungestüm klopfte ihm das Herz. Was bedeuteten

diese sonderbaren Worte der Frau Verboord? Weßhalb mochte sie um das Schicksal seiner zukünftigen Gattin besorgt sein? Und welches Gefühl bewog Felicitas, ihn anzuflehn, vom Handel abzulassen? Sollten die Prophezeihungen seines Freundes Walberg sich verwirklichen? Aber der Handel, der Erwerb eines Vermögens war doch dazu das einzige Mittel.

All' diese Gedanken stürmten mit Blitzesschnelle durch sein Gehirn; eben wollte er Etwas erwidern, als die Thür sich plötzlich öffnete und Herr Verboord in's Zimmer trat.

Er schien gänzlich verändert, seine Züge trugen einen freudigen Ausdruck, ja er lachte sogar bei seinem Eintreten. Jetzt aber schien ihn die Anwesenheit seines Buchhalters zu überraschen und er sagte nicht ohne einen leisen Vorwurf:

„Ei ei, hier scheint ja die Zeit sehr angenehm zu vergehn! Ich glaubte, Herr Banks verließe in meiner Abwesenheit niemals das Comptoir."

„Die Damen werden die Güte haben, mich bei Ihnen zu entschuldigen, Herr Verboord," sagte Raphael mit einer tiefen Verbeugung.

Er wandte sich darauf der Thür zu, der Kaufmann hielt ihn jedoch durch eine Handbewegung zurück.

„Nein, bleiben Sie," rief er, „ich habe mit Ihnen zu reden."

„Sei nicht böse, daß Herr Banks das Büreau verlassen hat," sagte Madame Verboord, „ich habe ihn durch das Mädchen rufen lassen, um die Ursache Deiner Aufregung zu erfahren; das war eine glückliche Eingebung, denn er hat uns gute Nachrichten gebracht und uns getröstet."

Ohne, wie es schien, auf diese Erklärung zu achten, ging der Kaufmann zu seiner Tochter,

nahm ihren Kopf in seine Hände und küßte sie zärtlich auf die Stirn.

Ueberrascht durch diese seit den letzten Tagen entbehrte Zärtlichkeit sprang Felicitas jubelnd auf und flog ihrem Vater um den Hals.

Der Kaufmann trat dann zu seiner Gattin reichte ihr die Hand und sagte:

„Meine gute Laura, ich habe Dich wieder erschreckt und betrübt, nicht wahr? Du mußt mir vergeben, die ängstliche Sorgfalt für Dein Wohl und das unseres lieben Kindes war die Veranlassung. Jetzt sind nun wieder gute Nachrichten da, und wir dürfen hoffen, daß alle Gefahr vorüber ist. Ich bin nicht ärgerlich über Raphael, kann mir sogar denken, was er Euch hat mittheilen wollen."

„Nun, das Steigen der Caffeepreise."

„Ach lieber Freund," sagte der Kaufmann, scherzhaft mit dem Finger drohend, „Sie sprechen mit Damen von Geschäften? Das ist eine große Unvorsichtigkeit! Indessen da Sie meine Gattin und mein Kind erfreut haben, danke ich Ihnen dennoch dafür. Glücklicher Mensch, der sein Geld so verwegen in die Schanze schlägt und dann sogleich Vortheil zieht aus seinem Leichtsinn! Denn wenn Sie jetzt verkaufen wollten, Raphael, so würden Sie schon Etwas an Ihrem Caffee verdienen."

„Ich habe verkauft, Herr Verboord," erwiderte Banks nicht ohne Stolz.

„Jetzt schon? wie unvernünftig!"

„Vierhundert Franken habe ich gewonnen."

„Aber wenn Sie gewartet hätten? Nun die Preise einmal am Steigen sind . . ."

„Freilich, Herr Verboord, aber der Gedanke an den ersten Gewinn bezauberte mich."

„Sag' einmal, Vater," rief Felicitas, „ist es nicht Unrecht von Raphael, daß er Kaufmann werden will?"

„Warum denn, mein Kind?“

„Ich weiß nicht, Vater, mir scheint das ein ärgerlicher Beruf, und wenn ich freie Wahl hätte, möchte ich nie die Frau eines Kaufmanns werden.“

Gerade das Gegentheil, Liebling,“ lachte Herr Verboord, „ich hoffe, daß Du keinen andern Gatten als einen Kaufmann haben sollst. Du siehst nur die Kehrseite der Sache, aber wenn ich keinen Handel getrieben hätte, mein Kind, wie wäre es mir da möglich gewesen, ein Vermögen zu erwerben und Dir ein glückliches Loos in der Welt zu sichern? Der Handel ist das einzige Mittel reich zu werden.“

Er legte die Hand auf Raphaels Schulter und fügte lachend hinzu:

„Und sieh hier, Felicitas, dieser Mann wird es vielleicht noch weiter bringen wie Dein Vater, wenn er nur vorsichtig sein will. — Sie müssen aber nicht zu viel hoffen und vor Allem nicht zu hastig und ungeduldig hoffen,“ fuhr er zu Raphael gewendet fort, „der Handel hat seine Wechselfälle, und es gehört viel Zeit und Glück dazu; um ein erstes Capital zu sammeln. Aber Sie sind jung, und wenn sie auch einige Jahre sich plagen, so zweifle ich doch nicht, daß Sie es schließlich zu Etwas bringen. Kommen Sie jetzt, ich habe Ihnen noch einige Mittheilungen zu machen; in zwei Minuten bin ich zurück, liebe Laura.“

Die beiden Herren verließen das Zimmer; im Gang blieb der Kaufmann stehn und sagte:

„Sie kennen also die Bewegung, welche in Betreff der Caffeepreise stattgefunden hat?“

„Jawohl, Herr Verboord, Franz Walberg hat mir 2 Cents Gewinn pro Pfund gegeben.“

„Der Aufschlag ist jetzt schon 2½ Procent, und er wird weiter gehn. In Folge dessen ha-

ben wir keinen Grund zu verkaufen, ich beginne zu glauben, daß ich mich doch mit Vortheil aus der Sache ziehn kann, würde sogar selbst noch mehr Caffee ankaufen, wenn ich Geld zur Verfügung hätte."

„Vielleicht kommt der Caffee innerhalb zwei bis drei Tagen wieder auf den alten hohen Cours," bemerkte Raphael, „wir würden dann unsere Wechsel bezahlen können, ohne auf die Geldsendung aus Amerika zu warten . . ."

„Darüber wollte ich gerade mit Ihnen sprechen," unterbrach ihn der Kaufmann, „ich habe für alle Fälle schon ein Mittel gefunden. Ein guter Freund, dem es auf ein paar Millionen nicht ankommt, hat mir seine Dienste angeboten. Ich habe ihm zwar noch nicht gesagt, daß ich seine Bereitwilligkeit muthmaßlich so bald in Anspruch nehmen würde, zweifle aber nicht, daß er mit Allem was ich etwa begehre, sich einverstanden erklärt, machen Sie sich also wegen dieser Sache keine Sorgen mehr.

„Sie sind ganz sicher, daß das Geld bereit sein wird?"

„Wie könnte ich anders? Wenn doch der reiche Kaufmann Dorneval mich dringend ersucht, ihm Gelegenheit zu geben, mich zu verpflichten?"

„Herr Dorneval?" murmelte Raphael mit einem leichten Seufzer.

„Nun, was ist denn verwunderliches an dem Namen?" fragte der Kaufmann lachend.

„Nichts, Herr Verboord, entgegnete Raphael sich zusammennehmend, „aber wenn Sie etwa noch bis morgen warteten? Sie würden dann vielleicht keine fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen haben."

„Nein, nein, ich will mir sogleich die Sorge aus dem Kopf schaffen, heute noch werde ich mit meinem Freund Dorneval reden. Gehen Sie

jetzt nur in's Comptoir, und wenn etwas Besonderes vorfällt, so schicken Sie mir Nachricht."

Raphael wandte sich um, dem Wunsche seines Herrn nachzukommen, von einem eigenthümlichen Gefühl getrieben blieb er jedoch noch einmal stehn und sagte:

„Herr Verbord, ich besitze jetzt 10,400 Franken, und würde mich unendlich glücklich schätzen, wenn Sie gegebenen Falls davon Gebrauch machen wollten."

Der Kaufmann brach in lautes Lachen aus, und rief scherzend:

„Sieh da, wer sollte es glauben? Nun bietet er mir schon ein Anlehen an, wie ein großer Capitalist! Ich danke bestens für die gute Absicht, Freund Banks, aber so weit sind wir doch noch nicht!"

IV.

In einem geräumigen Saale eines Hauses am Großen Markt ging Herr Verboord langsam und nachdenkend auf und ab. Er schien Jemanden zu erwarten, denn zerstreut blickte er auf die Bilder, welche die Wände schmückten, und wandte den Kopf der Thür zu bei dem geringsten Geräusch, das im Hausflur erscholl. Obwohl er von Zeit zu Zeit sinnend zu Boden sah, mußten doch seine Erwägungen nicht unangenehmer Natur sein, denn so oft er sich aufrichtete, erglänzte ein Funken stolzer Genugthuung in seinen Augen.

Jetzt öffnete ein ziemlich corpulenter Herr mit sichtlicher Eile die Thür des Zimmers, lief dem Kaufmann entgegen, ergriff seine Hand und sagte:

„Ah mein verehrter Herr Verboord, Sie werden es mir nicht übel nehmen, daß ich Sie einige Minuten warten ließ, der Banquier Schoreel hielt mich zurück. Wie freue ich mich, Sie zu sehn! ich hatte ohnehin vor, Sie morgen zu besuchen, nun sparen Sie mir den Weg wir müssen über eine wichtige Sache verhandeln, nicht wahr?"

„Wichtig? ja und nein;" erwiderte Herr Verboord, „wichtig für mich für Sie vielleicht von nur geringer Bedeutung."

„Ich möchte wetten, daß ich den Zweck Ihres so angenehmen Besuches errathen habe."

„Unmöglich, Herr Dorneval.“

„Unmöglich? Sie kommen, um mit mir von einer reizenden jungen Dame zu sprechen, welche auf meinem neulichen Feste allen Herren die Köpfe verdreht hat.“

„Da irren Sie, Herr Dorneval.“

„Mit einem Wort, von dem liebenswürdigen Fräulein Felicitas Verboord.“

„Durchaus nicht; ich komme wegen geschäftlicher Sachen, wegen Gelder und Capitalien und Fonds.“

„Ei, ei, das ist etwas Anderes,“ brummte Herr Dorneval einigermaßen enttäuscht, „bitte, nehmen Sie Platz, ich bin ganz Ohr.“

„Gestatten Sie mir, Ihnen die nöthigen Erläuterungen zu geben, ehe ich Sie mit dem Zweck meines Besuches bekannt mache,“ begann Herr Verboord. „Meine Geschäfte sind ein Wenig in Unordnung gerathen . . .“

„Ihre Geschäfte in Unordnung gerathen? Sie erschrecken mich!“ unterbrach ihn Dorneval im höchsten Erstaunen.

„So meine ich es nicht,“ entgegnete Herr Verboord lächelnd, „urtheilen Sie selbst. In Folge dringenden Auftrages meines Correspondenten in Charleston — des Hauses Christoval Ortado habe ich beinah eine ganze Schiffsladung baumwollner Stoffe jenem übersandt. Die Zeit, in der ich die Bezahlung dafür erwartete ist erschienen . . .“

„Und Sie sind noch gänzlich ohne Nachricht.“

„So ist es in der That; aber wie kommt es, daß Sie darum wissen, Herr Dorneval?“

„Weil ich mit demselben Schiffe an das Haus Christoval Ortado eine Parthie Antwerpner Seide geschickt habe und gleichfalls eine Geldsendung erwarte. Die Schifffahrt ist in den Amerikanischen Gewässern durch schwere

Stürme beeinträchtigt worden. Die Firma Ortado kommt sonst stets auf das pünktlichste ihren Verpflichtungen nach."

„Und war die Sendung bedeutend?" fragte Verboord einigermaßen betreten.

„Sehr bedeutend, ein großer Posten Seide. Aber fahren Sie fort, mein Freund."

„Der Ankaufspreis dieser Baumwollstoffe hat natürlich eine verhältnißmäßige Leere in meiner Casse verursacht. Ein anderer Theil meines Capitals liegt fest in einem Vorrath Caffee, den ich jetzt ohne Verlust nicht wohl umsetzen kann. Nun habe ich Verbindlichkeiten die am nächsten Montag verfallen. Wenn es da geschehn sollte, daß das Eintreffen meiner Fonds aus Amerika sich bis über jenes Datum hinausschöbe . . ."

„Ah, ich verstehe," fiel ihm der Andere ins Wort, „es fehlt Ihnen an flüssigem Gelde?"

„Für wenig Tage. Vielleicht werde ich es gar nicht nöthig haben."

„Und Sie wollen Ihren Banquier nicht in Anspruch nehmen um Ihren Credit vor jedem Zweifel zu schützen?"

„So ist es, Herr Dorneval; ich habe bis jetzt nichts verloren, mein ganzes Capital ist unbeschädigt, jede Sicherheit vorhanden."

„Und Sie wünschen, daß ich Ihnen aushelfe? Das ist schön von Ihnen, Verboord, ich danke Ihnen herzlich für diesen Beweis Ihrer Freundschaft."

„Wie soll ich das verstehn?" fragte Verboord, ihn zweifelnd ansehend."

„Es ist ja ganz einfach, Sie hätten so viele Umwege nicht zu machen brauchen. Schicken Sie mir Schuldscheine auf einen Monat oder länger lautend, gerade wie Sie wollen, ich werde Ihnen die nöthigen Fonds zur Verfügung stellen. Mein Vertrauen zu Ihnen kennt keine

Grenzen, und es freut mich unendlich, diese Gelegenheit gefunden zu haben, Ihnen zu dienen. Ich will die Größe der Summe nicht einmal kennen, verfügen Sie frei über mein ganzes Vermögen . . ."

Verboord war tief gerührt durch die edle und großmüthige Weise, in der Dorneval seinen Wünschen entgegenkam. Er dankte ihm in den herzlichsten Worten und stand dann auf, um sich zu empfehlen.

„Nein, bleiben Sie noch," sagte Dorneval, „ich habe gleichfalls in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu reden."

„Wenn ich Ihnen nur zeigen könnte, wie dankbar ich Ihre Güte anerkenne," sagte Verboord.

„Sie können es," war die Antwort, „und werden es ohne Zweifel auch thun. Ebenso wie Sie, muß ich mit einer kurzen Einleitung beginnen. Meinen letzten Ball beehrten Ihre Frau Gemahlin und Fräulein Tochter mit ihrer Gegenwart; wenn ich nicht irre war es das erste Erscheinen von Fräulein Felicitas in der Welt. Warum haben Sie den Edelstein nur so lange verborgen gehalten, Freund Verboord? Man muß nicht so eigennützig sein in Bezug auf die eignen Kinder. — Wie dem auch sei, die Augen aller jungen Herren waren den ganzen Abend auf Fräulein Felicitas gerichtet. Man erzählt sich Wunder von ihrer lieblichen Einfachheit und Lebhaftigkeit."

„Sie sind zu gut, Herr Dorneval, Sie übertreiben, um meinem väterlichen Stolz zu schmeicheln," sagte Verboord mit einem glücklichen Lächeln.

„Durchaus nicht; und der beste Beweis der Wahrheit des Gesagten ist, daß Fräulein Felicitas meinen Sohn Alfred, der sonst ernst und zurückhaltend ist wie ein Hauptbuch, ganz von

Sinnen gebracht hat. Seit jenem Abend ist dem Jungen das Essen und Schlafen vergangen, er läuft umher mit gesenktem Kopf, schreibt Dummheiten in meine Briefe und ist selbst nicht mehr im Stande, eine ordentliche Aufstellung zu machen. Ich habe wahrhaftig Mitleiden mit ihm und beginne zu fürchten, daß er für immer in dem Zustand bleibt, wenn ihm nicht bald geholfen wird. Sie sind überrascht? Freilich haben Sie Grund dazu, das gestehe ich. — Nun habe ich meinem Jungen gesagt, daß er suchen müsse, nähere Bekanntschaft mit Fräulein Felicitas zu machen, aber er wagt nicht, auf eigne Hand vorzugehn. Im Geschäft steht er seinen Mann, aber in allen Liebesangelegenheiten ist er schüchtern und unwissend wie ein Kind von sieben Jahren. Morgen wollte ich ihn mit zu ihrem Hause nehmen, er zitterte schon im Voraus. Da Sie nun hier sind, benutze ich die Gelegenheit Sie zu fragen, was ihre Ansicht von der Sache ist?"

Herr Verboord wartete einige Zeit, ehe er zögernd erwiderte:

„Meine Ansicht? Und worüber?"

„Nun, über eine nähere Bekanntschaft unserer Familien und vielleicht über eine spätere Verbindung meines Sohnes Alfred mit Ihrer Tochter Felicitas?"

„Sprechen Sie wirklich im Ernst?" fragte Verboord mit einem Anflug von Unglauben.

„Gewiß, in vollem Ernst, man scherzt nicht mit dem Lebensglück seiner Kinder. Also Sie erlauben, daß ich Sie zuweilen mit meinem Sohne besuche?"

„Sie überraschen mich, Herr Dorneval, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Wie, Sie wollten meine Felicitas als Schwiegertochter annehmen? Meine Familie sollte durch die Bande des Blutes mit der Ihrigen verbunden werden?

Eine solche Ehre, ein solches Glück hätte ich nicht zu hoffen gewagt."

„Jetzt übertreiben Sie, mein guter Herr Verboord," sagte der Andere, ihm freundlich die Hand drückend, „gewiß, mein Haus steht in großem Ansehn, und in dieser Hinsicht schätze ich mich glücklich, daß eine Verbindung zwischen uns auch Ihren Credit noch heben mag. — Sie sind ein braver, rechtlicher Mann, für den ich stets eine besondere Hochachtung empfunden habe. Um indessen aufrichtig zu sprechen, ist meinerseits durchaus kein Edelmuth in dem Vorschlag, den ich Ihnen mache. Vorausgesetzt, daß mein Vermögen fünfmal größer ist als das Ihre, so habe ich sechs Kinder, Sie nur die einzige Tochter; in Bezug auf die Erbschaft sind Sie mir folglich voraus, ist es nicht so?"

„Sie sind gar zu gütig," stammelte Verboord, „wahrhaftig, Ihr Vorschlag macht mich ganz verwirrt, ich kann kaum glauben, daß es kein Traum ist. Ach, ich liebe meine Felicitas mehr als mein Leben; eine solche Verbindung übertrifft alle meine Wünsche und Erwartungen!"

Hier stockte die Unterhaltung eine Zeitlang, plötzlich sagte Dorneval, sich vergnügt die Hände reibend:

„Nun also, mein Freund, da dieser Plan Ihnen eben so sehr zu gefallen scheint wie mir, so sehe ich nicht ein, weßhalb wir nicht gleich Beschluß fassen sollen. Wenn ich meinen Sohn oft zu Ihrem Hause begleiten muß, so werden Sie sowohl wie ich, in unserer gewohnten Beschäftigung gestört werden, und viel kostbare Zeit verlieren, Afred wird zerstreut und träumerisch bleiben und meine Sachen auf dem Büreau in Unordnung bringen. Außerdem, weßhalb sollen wir ihn zwecklos leiden lassen? Thun wir nicht besser, die Hochzeit gleich festzusetzen!

Nun wir einmal begonnen haben, können wir die Sache auch gleich abmachen. Was sagen Sie dazu, sind Sie einverstanden?"

Verboord war zu bewegt um zu antworten, er nickte still mit dem Kopf.

„Also," fuhr Dorneval fort, „hören Sie jetzt meine Vorschläge. Ich gebe meinem Sohne einen Antheil in meinem Geschäft für 100,000 Franken und außerdem ein Jahrgehalt von 6000 Franken, als erstem Geschäftsführer und Büreauvorsteher. Sie sichern Ihrer Tochter gleichfalls die Interessen von 100,000 Franken. Wollen unsere Kinder später ein eignes Haus errichten, dann werden wir beiderseits diesen Brautschatz zu ihrer Verfügung stellen. Sind Sie mit diesem Vorschlag einverstanden?"

„Ganz vollständig," war die Antwort.

„Ich habe meinen Sohn einstweilen noch zu nöthig, um nicht zu wünschen, daß er vorläufig bei mir bliebe; er ist mein erster Buchhalter und vertritt mich in meiner Abwesenheit; jetzt wird er nun mein Compagnon; das junge Paar soll in meinem Hause wohnen, ich lasse das ganze Hintergebäude ausbauen und prächtig genug einrichten, um es zu einer würdigen Wohnung der Familie meines ältesten Sohnes zu machen. Seien Sie überzeugt, Felicitas wird hier geliebt und geehrt werden wie eine Fürstin. Und dann, Verboord, werden wir daraus Gelegenheit nehmen uns täglich zu sehn und die besten Freunde von der Welt zu sein . . . Ist es abgemacht? Schlagen Sie ein, ehe acht Tage vergehn, zeichnen wir den Contrakt!"

Verboord ergriff feurig die ihm dargereichte Hand.

„Dank, tausend Dank!" rief er aus, „o wie glücklich wird meine gute Felicitas sein, wie wird ihre Mutter jubeln über das glänzende Loos ihres Kindes!"

Dorneval war aufgestanden und Verboord seinem Beispiele gefolgt.

„Also,“ fragte jetzt der Erstere, als erinnere er sich eines vergessenen Umstandes, Sie zweifeln nicht, daß Fräulein Felicitas gern die Hand meines Sohnes annehmen wird?“

„Darüber können Sie ganz ruhig sein,“ entgegnete Verboord,“ sie spricht mit so großer Lebhaftigkeit von jenem Feste, von dem Vergnügen, das sie dort genossen und besonders von der großen Liebenswürdigkeit Ihres Sohnes daß ich im Stillen schon auf den Gedanken gekommen war, es möchte eine Neigung zwischen den beiden jungen Leuten entstanden sein.“

„Nun desto besser; mein Alfred ist ein geborner Glücksvogel, Alles lächelt ihm zu. Aber wenn Sie sich nur nicht täuschen, Felicitas ist noch sehr jung.“

„Freilich, aber eine so vortheilhafte, glänzende Verbindung! Herr Alfred ist ein stattlicher Mann, liebenswürdig, verständig und genießt schon eines großen Ansehens in der Kaufmannschaft. Alles vereinigt sich, um uns diese Heirath als eine besondere Gunst des Schicksals erscheinen zu lassen. Fürchten Sie nichts, Herr Dorneval, ich kenne meine Tochter; wenn die Sache sich ihr auch in minder günstigem Lichte darstellte, so würde es hinreichen, daß ich sie wünschenswerth finde, um Felicitas mit Freuden zustimmen zu machen.“

„Sie werden mir heute auf der Börse wohl noch keine definitive Antwort bringen können? Die Zeit wird Ihnen fehlen, bis dahin mit Ihrer Tochter zu sprechen?“

„Das ist möglich; zwar laufe ich jetzt eiligst nach Haus, um die frohe Nachricht dort zu verkünden.“

„Jedenfalls werde ich heute Abend in der

Philotaxe sein; leben Sie wohl, also bis zur Börsenzeit oder bis zum Abend."

Sie gingen zusammen bis zur Hausthür und trennten sich dort mit einem kräftigen Händedruck.

Herr Verboord schritt eiligst über den großen Markt und erreichte in wenig Minuten seine Wohnung.

Im Hausflur blieb er nachdenkend stehn und murmelte, sich den Schweiß von der Stirn trocknend:

„Beruhigen wir uns; eine gar zu plötzliche Freude möchte sie krank machen, ich muß ein wenig vorsichtig sein . . ."

Dies sagend, öffnete er die Thür des Zimmers, ging auf Felicitas zu und drückte sie stumm an sein Herz, während eine Thräne ihm in die Augen trat. Dann umarmte er auch seine Gattin und flüsterte ihr einige leise Worte in's Ohr.

Frau Verboord fuhr überrascht zurück, ein inniges Glück malte sich in ihren Zügen, ihre Lippen bewegten sich, sie schien sprechen zu wollen, bezwang sich aber auf einen Wink ihres Mannes und ein Freudenruf erstarb auf ihren Lippen.

Felicitas, aufgeregt durch diese unerklärliche Freude ihrer Eltern, blickte erstaunt zu ihnen hin, und rief dann:

„Ach um Gottes Willen, Vater, sag' mir doch was geschehn ist! Du scheinst so glücklich, — laß mich doch Theil nehmen an Deinem Vergnügen!"

Der Kaufmann sah sie lachend und bedeutungsvoll an.

„Nun, darf ich nicht wissen, was Dich so sehr erfreut?" fragte sie ein wenig ärgerlich.

„Du darfst und mußt es wissen," gab er

zur Antwort, „doch betrifft es eine Sache, die sich mit einem Worte abmachen läßt."

Und ihre Hand nehmend, fügte er hinzu:

„Komm, mein Kind, laß uns ruhig mit einander reden. Setze Dich dort zu mir, bezwinge Deine Ueberraschung und Freude, Du sollst Alles wissen."

Er führte sie zu einem Sessel, setzte sich neben sie und, ihre Hand in den seinigen haltend, begann er halb scherzend, halb ernsthaft:

„Sei aufrichtig, Felicitas und antworte mir ohne Furcht. Auf dem Ball des Herrn Dorneval waren viele junge Herren, die nicht aufhörten, Dir allerlei schöne Dinge zu sagen und Dir den Hof zu machen. Ein Mädchen, wie unbefangen und gleichgültig sie auch immer sein mag, macht doch einen gewissen Unterschied zwischen denjenigen, die ihr huldigen. Laß mich nun einmal hören, wer von allen Herren an jenem schönen Abend Dir den angenehmsten Eindruck hinterlassen hat?"

„Welche Frage," stammelte das junge Mädchen verlegen, „darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht, Vater."

„Das glaube ich wohl, aber denk' jetzt einmal nach."

Felicitas schwieg; sie wußte nicht, was ihr Vater beabsichtigte und sah ihn an mit einem verwunderten Lächeln.

„Nun, ich will Deinem Gedächtniß nachhelfen," sagte der Kaufmann. „Wenn ich nicht irre, sahst Du auf dem letzen Ball die Söhne des Herrn Daelmans, die beiden Brüder Stevens, die jungen Herrn Van Fricht, Verlaet Weens, Van Heuvel, Richter und Williams ... hat einer von diesen einen besonderen Eindruck auf Dich gemacht?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Dann muß es ein Anderer gewesen sein;

aber wer? Komm, sag es mir! wer erschien Dir als der stattlichste, edelste, liebenswürdigste unter den anwesenden Herren?"

„Nun, Väterchen, wenn Du denn durchaus meine Meinung wissen willst, muß ich es Dir schon sagen," lachte Felicitas.

„Also wer ist es?"

„Es ist Alfred Dorneval."

Ein doppelter Freudenruf tönte durch das Zimmer.

„Ja, ich wußte es wohl," rief der Kaufmann, die Hand seiner Tochter drückend. „Höre nun, Felicitas, Du sollst Alles vernehmen, aber halte Dich ruhig, laß Dich nicht zu sehr aufregen. — Ich komme eben von Herrn Dorneval, hatte ihn um einen großen Dienst zu bitten, den er mir mit der größten Bereitwilligkeit zugestand. Nachdem diese Sache abgemacht war, hat er mir von seinem Sohne gesprochen. Es scheint, daß der junge Alfred, seit er Dich auf dem Ball gesehn, an nichts mehr denkt als an Dich allein. Du hast ihm so sehr gefallen, daß er krank werden, ja von Sinnen kommen könnte wenn er lange in diesem Zustand bliebe."

„Der arme Mensch!" rief Felicitas.

„Durch seine unwiderstehliche Liebe zu Dir getrieben hat Alfred den Grund seines Kummers seinem Vater entdeckt und ihn um Erlaubniß gebeten, sich zu verheirathen; verstehst Du?"

Felicitas Augen glänzten in jugendlichem Stolz; sie verstand sehr wohl, was der Vater sagte, zögerte aber noch mit der Antwort.

„Sich zu verheirathen?" wiederholte sie endlich, „mit wem denn?"

„Nun, mit derjenigen," lachte Herr Verboord, „deren Liebreiz ihn so bezaubert hat, mit Dir, mein Kind."

„Der gute Alfred," murmelte das Mädchen

bewegt, „also war seine auffallende Freundlichkeit nicht nur scheinbar!“

„Gewiß nicht, und sie hat sich inzwischen zu einem Gefühl tiefer Liebe entwickelt. Da hat nun sein Vater, um ihn nicht länger leiden zu sehn, meine Einwilligung zu Eurer Verbindung erbeten, und Du kannst dir leicht vorstellen, daß ich keinen Augenblick gezögert habe, dieselbe zu geben. Felicitas, mein Kind, in weniger als einem Monat wirst Du Madame Dorneval genannt werden.“

Und er schloß sie in inniger Freude an sein Herz; auch ihre Mutter umarmte sie mit den herzlichsten Glückwünschen.

Als die aufgeregten Eltern endlich dem Mädchen die Freiheit der Bewegung wiedergaben, sank sie sprachlos in ihren Sessel zurück. Sie war sehr angegriffen, und schien zu zittern. Doch zeigte sich weder Schrecken noch Verdruß in ihren Zügen, in ihren Augen funkelte selbst ein gewisser Stolz und ein leichtes Lächeln schwebte auf ihren Lippen.

Die Eltern hatten sich neben sie gesetzt, und begannen nun abwechselnd ihr die Vortheile dieser Verbindung mit großem Eifer zu rühmen, ohne ihr auch nur Zeit zum Sprechen zu lassen.

„Ach, liebste Felicitas,“ rief die Mutter, „wie glücklich wirst Du sein! Du wirst einen geachteten, hochangesehenen Namen tragen, und in der Welt glänzen zwischen den Reichsten und Vornehmsten der ganzen Stadt!“

„Ja,“ unterbrach sie der Vater, „Du wirst Diamanten in Ueberfluß haben, eine prächtige Equipage, ein fürstliches Haus! Denn Herr Dorneval wünscht, daß Ihr bei ihm wohnen bleibt, wenigstens vorläufig.“

„Und Du wirst es sein, Felicitas, die künftig an den Festen des Hauses Dorneval die

Gäste empfängt! Ich sehe Dich schon im Geiste die glänzenden Säle beherrschen, deren schönste Zierde Du sein wirst!"

„Du wirst gefeiert und geliebt werden nicht allein von Deinem Gatten, sondern auch von diesem vortrefflichen, edlen Herrn Dorneval!"

„Dein Leben wird ein immerwährender Genuß sein, meine theure Felicitas, bei jedem Deiner Schritte werden die Blumen der Freude zu Deinen Füßen sprießen."

„Ja und in meinen alten Tagen werde ich meine Tochter an der Spitze eines der ersten Handelshäuser sehn!" rief der glückliche Kaufmann.

Während sie also suchten, Felicitas ihrer Freude theilhaft zu machen, saß diese in tiefes Nachdenken versunken. Die Eltern bemerkten es wohl, und suchten vielleicht deshalb die Vortheile der Heirath noch mehr hervorzuheben, selbst auf die Gefahr hin zu übertreiben.

„Nun, mein Kind, Du sagst ja nichts," bemerkte endlich die Mutter, „ist denn ein solches Loos nicht auch in Deinen Augen beneidenswerth und schön?"

„Viel zu schön," murmelte Felicitas, „ich wage nicht daran zu glauben."

„Du bist eben so glücklich wie wir, gestehe es nur ein!" lachte der Kaufmann.

„Ja, ja, ich bin glücklich, Vater," erwiderte sie zögernd, „wirklich sehr glücklich, aber . . . aber . . ."

„Was für ein „aber?" Du setzest mich in Erstaunen!"

„Meine Mutter jetzt schon verlassen? Ich bin noch so jung!"

„Ist es anders nichts? Du wirst ja nur einen Steinwurf von uns entfernt wohnen, wir werden jeden Abend zusammen sein, die zwei Familien werden nur eine einzige bilden."

„Laß Dir das keine Sorge machen," sagte Frau Verboord, „ich fühle mich um zehn Jahre jünger seit dieser glücklichen Nachricht."

„Erwäge einmal, Felicitas, Dein Bräutigam bekommt von seinem Vater gleich 100,000 Franken, ich gebe Dir ebenso viel zum Brautschatz. Alfred bezieht außerdem ein Jahresgehalt von 6000 Franken. Von Eurem Hochzeitstage an habt Ihr also ein Einkommen von wenigstens 16,000, ja von 20,000 Franken!"

„Und dazu die freie Benutzung eines schönen Hauses, prächtiger Equipagen, eines Landhauses mit dem schönsten Park den man sehen kann, ach, Felicitas, Du bist nun mit einem Male reich geworden wie eine kleine Fürstin!"

Das Mädchen lächelte, wie um die guten Eltern nicht in ihrer Freude zu stören, aber sie war sichtbar nachdenkend und zerstreut.

„Was Dich vor Allem beglücken muß, Felicitas," sagte jetzt der Vater in ernsterem Ton, „ist die Ueberzeugung, daß Deine Heirath mich für immer von meinen Sorgen erlösen wird. Denn nachdem das Schicksal meines Kindes in so glänzender Weise gesichert, bleibt mir kein Grund zur Besorgniß mehr. Ich werde jetzt sofort unser Landhaus zu Brasschaet bauen lassen, kann ich doch nun Geld im Ueberfluß daran wenden, statt eines Landgutes wirst Du deren also zwei haben. — Ich begreife, daß Du aufgeregt bist, die Heirath ist das wichtigste Ereigniß in dem Leben eines Mädchens, und ich würde Dir gern Zeit lassen, Dich erst ganz zu beruhigen, aber die Börsenstunde ruft mich. Nicht wahr, ich darf dem Herrn Dorneval sagen, daß Du mit Freuden annimmst?"

Zweimal mußte er seine Frage wiederholen, da Felicitas in Schweigen versunken war, als hätte sie ihn nicht gehört. Endlich erwiderte sie ruhig:

„Was Du wünschest, lieber Vater, soll mir angenehm sein.“

„Du bist ein braves Kind, ich weiß es; aber warum denkst Du in dieser Weise darüber? Man sollte Glauben, daß Dir noch Zweifel blieben?“

„Nein, Vater, ich überlegte nur bei mir, was Raphael wohl zu dieser überraschenden Nachricht sagen würde, er wird so erstaunt sein, nicht wahr?“

„Der gute Mensch wird jubeln und von Herzen frohlocken, er, der sich freut über das kleinste Glück das meinem Hause widerfährt! Ich wette, daß die Thränen ihm in die Augen kommen, wenn er Dein glänzendes Loos erfährt. Du wirst es selbst sehn, ich muß jetzt zur Börse, und werde ihn im Vorbeigehn wissen lassen, daß Du ihn zu sprechen wünschest. Also bis gleich! Vielleicht kehre ich mit dem alten Herrn Dorneval zurück, sorgt jedenfalls, daß das Mittagsmahl gut bestellt ist, man kann ja nicht wissen . . .“

Die letzten Worte sprach er schon vor der Thür.

Draußen begegnete ihm Raphael, ebenfalls im Begriff, zur Börse zu gehn; er winkte ihn zu sich heran nnd trat mit ihm in das Kabinet.

„Raphael, ich muß ihnen Etwas mittheilen, das Sie mit Freude erfüllen wird.“

„Ist der Caffee noch gestiegen?“ fragte Banks.

„Nein, nein, ich denke nicht an Caffee, mein Freund; es betrifft eine ganz andere Sache . . . Felicitas wird sich verheirathen!“

Ein Zittern überlief den jungen Mann, sein Athem stockte, dennoch leuchtete noch ein matter Hoffnungsstrahl aus seinen Augen.

„Fräulein Felicitas wird sich verheirathen?“ wiederholte er flüsternd.

„Eine reiche, glänzende Parthie; ihr Bräutigam ist jung und schön und gehört einer der ersten Familien der Stadt an, sein Vater hat Millionen. Sie sind überrascht, nicht wahr? Weßhalb sehn Sie mich so starr an? Sie möchten wohl gern den Namen desjenigen wissen, der mein Schwiegersohn wird? Gehn Sie in's Wohnzimmer, Felicitas erwartet Sie, Sie wird Ihnen selbst den Namen ihres zukünftigen Gemahles sagen, o sie ist so glücklich!“

Mit diesen Worten wandte er sich der Thür zu und schritt eilig hinaus.

Raphael stand wie vom Blitz getroffen, kein Seufzer entfuhr ihm, selbst der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich nicht, während der ersten Augenblicke; dann aber schloß er mechanisch die Thür des Kabinets hinter seinem Herrn und sank erschöpft, fast besinnungslos in einen Sessel.

Endlich kam einige Klarheit in seinen Geist und das ungestüme Klopfen seines Herzens ließ nach. Er richtete sich auf, blickte wirr umher und murmelte.

„Eine reiche glänzende Parthie? Ihr Bräutigam gehört einer der ersten Familien der Stadt an? Sein Vater besitzt Millionen? Sie will mir selbst den Namen ihres zukünftigen Gemahles nennen? Ach es ist, wie ich gefürchtet! Alfred Dorneval! Alle die verführerischen Träume, alle die süßen Hoffnungen, es war Wahnsinn, Stolz . . . vielleicht Undankbarkeit. — Und ihr Lächeln, der Blick ihrer Augen, die Worte ihres Vaters, das Alles ist Täuschung gewesen? — Ich Thor habe gedacht, daß das Schicksal mir eine glückliche Zukunft aufbewahrte, während es nur seinen Spott trieb mit meiner lächerlichen Einbildung! Großer Gott,

wenn mich selbst die Schuld trifft, so bin ich furchtbar gestraft! Mein Herz blutet, meine Seele ist zerrissen von Angst, Verzweiflung und Scham. Schwarz, schwarz ist Alles um mich her . . . Meine Zukunft? ein düsterer Abgrund nur durch Blitzstrahlen erleuchtet . . . Und sie? — sie ist glücklich!“

Mit diesen quälenden Gedanken sprang er auf und rieb sich die Augen.

„Wie wenn ich träumte? wenn ich von Sinnen wäre? Aber nein, nein, der verwegne Diener, der die Augen zu der Tochter seines Herrn zu erheben wagte, erhält seine verdiente Strafe. Ich bin ein armseliger Buchhalter wie konnte ich das vergessen? . . . Felicitas die Frau von Alfred Dorneval! Welch' frohe Neuigkeit! Man freut sich, jubelt, die ganze Stadt feiert Feste, die Braut wird überschüttet mit Blumen und Glückwünschen, sie schwimmt in einem Meer von Seligkeit . . . Und ich? ich vergehe vor Schmerz sterbe vergessen und allein, und nehme das Geheimniß meiner vermeßnen Liebe mit in's Grab.“

Nach einem Augenblick stillen Sinnens fuhr er in seinem peinlichen Selbstgespräche fort:

„Sterben? ist denn nicht schon Alles in mir todt? Was nützt mir Handel, Reichthum, Zukunft? Für was und für wen soll ich leben? Allein auf der Welt, ohne Hoffnung, ohne Muth, ohne Ziel! O mein Gott, warum hast Du mir nicht wenigstens meine arme Mutter gelassen, damit ich doch Jemanden hätte den ich lieben, für den ich arbeiten könnte.“

Dieser Gedanke brachte Thränen in seine Augen; bald aber erinnerte er sich, daß es nothwendig für ihn sei, sich zu fassen und das Geheimniß seiner Liebe und seines Schmerzes vor jedem menschlichen Auge zu verbergen.

Er öffnete die Thür des Cabinetts und lief

ohne sich umzusehn, auf die Straße; hier wandte er sich bald links, bald rechts, wie Jemand, der den Weg verloren hat; sein größtes Bedürfniß war Einsamkeit und Stille und so ging er eilig die St. Annen=Straße hinunter und zum Borgerhoutschen Thor hinaus, ohne zu bemerken, daß Jemand ihm aus der Ferne schon zuwinkte und mit raschen Schritten ihm nachsetzte.

„Lieber Raphael!“ rief endlich Walberg (denn er war es) nachdem er ihn eingeholt, „wie froh bin ich, Dich zu treffen! Herr Spelt hat mit meiner Mutter gesprochen, Alles ist abgemacht, Lucia wird meine Frau, in sechs Wochen ist die Hochzeit. Und das danke ich größtentheils Dir für Deine großmüthige Hülfe, Herr Spelt bezeugt selbst, daß Du die Ursache meines Glückes bist, Du hast ihm so viel Gutes von mir vorgesagt. Aber was sehe ich? Hast Du Kummer? Du siehst ja ganz blaß und leidend aus, Deine Augen sind roth, hast Du geweint? Lieber Himmel, was bedeutet das Alles?“

„Frag' mich nicht,“ sagte Raphael, „mein Herz ist zerrissen, der Tod ist in meiner Seele.“

„Aber so sprich doch deutlich, Raphael, Du machst mich ja zittern vor Angst!“

„O ich bitte Dich, verlaß' mich, ich muß allein sein, sonst komme ich von Sinnen.“

„Ist Dein Principal von einem großen Unglück betroffen?“

Banks schüttelte den Kopf.

„Ist Dir denn Etwas geschehn? Hast Du Deine Erbschaft verloren?“

„Nein, Franz.“

„Oder Deine Stelle bei Verboord? Auch nicht? So sag mir doch ums Himmelswillen, was Dich so zur Verzweiflung bringt, damit

ich Dir helfen oder Dich wenigstens trösten kann!“

„Beides ist unmöglich; der Dolchstich, der mein Herz durchbohrt, hat tödtlich getroffen, alle Hoffnung ist verloren!“

Walberg schwieg einen Augenblick, ein kaum bemerkbares Lächeln glitt durch seine Züge.

„Ach, jetzt geht mir ein Licht auf,“ rief er, „dieser tiefe Kummer, die hoffnungslose Verzweiflung, ich kenne sie ja aus eigner Erfahrung.

Aber, lieber Freund, weßhalb denn gleich annehmen, daß Alles verloren sei, sobald eine dunkle Wolke über den Himmel treibt? Du leidest am Herzen, aber die Wunde heilt beim ersten Sonnenstrahl. Komm, vertraue mir Dein Leid, weßhalb willst Du verbergen, was ich längst weiß? Felicitas, nicht wahr?“

„Sie ist Braut!“ seufzte Raphael.

„Großer Gott! Braut? von wem?“

„Von Alfred Dorneval.“

„Wahrhaftig? Die Heirath ist fest beschlossen?“

„Unwiederruflich.“

Der Freund erbleichte und Thränen des Mitleids glänzten in seinen Augen.

„Nun verstehe ich Deinen Schmerz,“ sagte er, „aber vielleicht täuschest Du Dich, die Verbindung besteht wohl nur erst im Plan und dann hättest Du umsonst dieses Leid getragen. Wenn sich etwa Felicitas weigerte, einen Mann zu heirathen, den sie nicht lieben kann?“

„Felicitas ist glücklich, sie sieht voller Freude ihrer Hochzeit entgegen,“ murmelte Raphael.

„Glücklich? Sie? Unmöglich! Sie ist jung, unschuldig und rein, so plötzlich übt man nicht Verrath an seiner ersten Liebe.“

„Ach schweig', Du zerreißest mir das Herz,“ klagte Raphael, „ich habe mich getäuscht, der

Hochmuth hat mich verblendet. In ihrem lieblichen Lächeln, ihrem freundlichen Händedruck glaubte ich Beweise der Zuneigung zu erkennen, die große Güte ihrer Eltern ermuthigte mich. Ach, sie selbst hat ja keine Ahnung von meiner vermessenen Hoffnung, — sie heirathet, und ihre Heirath ist mein Tod!"

Franz Walberg führte seinen verzweifelnden Freund zu einer Bank und hieß ihn niedersitzen.

„Komm, Raphael," sagte er, „suche Dich zu fassen und laß uns ein vernünftiges Wort miteinander sprechen. Vorausgesetzt, daß die Heirath in der That vollzogen würde, was man immer noch nicht wissen kann, so wird Dein Schmerz über Alles groß sein. Aber allmählich heilt auch diese Wunde. Du bist noch jung, es wird eine Zeit kommen, wo Du, gänzlich getröstet, an diesen herben Schicksalsschlag nicht mehr denken wirst!"

„Niemals, niemals," rief Raphael, „keine Ruhe, keine Hoffnung, kein Glück existirt mehr für mich! Mein Leben ist vergällt und vergiftet! Der Handel ist mir verhaßt, denn nur für sie wollte ich reich werden, damit sie nie ihre Liebe zu mir bereuen möchte, damit ich ihr doppelt zurückgebe, was sie mir vielleicht geopfert. Für wen soll ich nun arbeiten? Für mich? Ich habe keinen Ehrgeiz, keinen Muth mehr, die ganze Welt ist mir gleichgültig geworden. Es bleibt mir nichts übrig als fortzuziehn und in der Ferne allein zu sterben."

„Wie?" rief Walberg, „Du wolltest Antwerpen verlassen? Welche Thorheit! Nein, nein, morgen wirst Du schon einige Kraft gegen die Verzweiflung gefunden haben und dieser verderbliche Vorsatz wird verschwunden sein."

„Jetzt nimm einmal Deinerseits Vernunft an," sagte Raphael mit beinah unheimlicher

Ruhe, „soll ich verurtheilt sein, Herrn Alfred Dorneval täglich das Haus meines Principals betreten zu sehn? Soll ich die Tage zählen, bis er sie zum Altar führt? Ist es möglich für mich, den Vorbereitungen beizuwohnen zu dem Feste, das mein Urtheil besiegeln wird. Und soll ich um mich her Jubel und Freude hören über einen Vorfall, der mich das Leben hassen macht? Nicht wahr, mein Herz wird tausendmal von Neuem bluten? Das ist mehr als man von einem Menschen verlangen kann!“

Walberg schüttelte traurig den Kopf.

„Armer Freund,“ sagte er, „ich beklage Dich von Herzen, aber Du siehst die Sache doch schwärzer als sie wirklich ist. Wenn Du auch heute allem Trost unzugänglich bist, morgen wirst Du Deinen Zustand mit mehr Ruhe und Klarheit beurtheilen. Und was Deinen übereilten Plan betrifft, Antwerpen zu verlassen, so bin ich gewiß, daß Du ihn nicht ausführen wirst.“

Mit diesen Worten zog er seine Uhr hervor und sagte:

„Es ist die höchste Zeit für mich, zur Börse zu gehn. Begleite mich, Raphael, Du wirst ja doch auch zu Mittag speisen, und dann mußt Du wieder zum Büreau.“

„Ich gehe nicht mehr zu meinem Büreau,“ war die Antwort.

„Wie, hast Du denn Deine Stelle aufgegeben?“

„Nein, aber das bleibt sich gleich.“

„In diesem Geisteszustand kann ich Dich nicht allein lassen Raphael; begleite mich zur Stadt, thu' es mir zu Liebe. Ich will Dich zu Deiner Wohnung führen und nachdem ich nur kurz auf der Börse gewesen, wieder abholen, wir gehn dann zusammen spazieren und unterhalten uns, bis Du einigermaßen Dich erholt hast.

Herrn Verboord will ich sagen, daß Du starke Kopfschmerzen hättest, und um Erlaubniß bätest den Nachmittag zu Hause zu bleiben; so wird Deine Abwesenheit Niemanden auffallen."

Raphael schwieg.

„Du willst mich also die Börse versäumen lassen? Es sei denn, obwohl Herr Spelt der mich dort erwartet, sehr ärgerlich sein wird, aber ohne Dich gehe ich nicht fort."

Raphael stand auf.

„Alles ist mir gleich," sagte er, „aber Du sollst meinetwegen nicht in Unannehmlichkeiten verwickelt werden, laß uns gehn."

Sie traten hinter einem Seringenbosquet hervor und befanden sich wieder auf dem Hauptweg. Gesenkten Hauptes und wie träumend ging Raphael voraus, doch so schnell, daß sein Freund ihm kaum zu folgen vermochte.

„Wir haben Zeit genug, Raphael, sagte er, ich habe höchstens eine Viertelstunde auf der Börse zu thun. Was mich jetzt am meisten bewegt, ist ein gewaltiger Aerger, der mir das Blut in den Adern kochen macht."

„Gegen mich?" fragte Banks überrascht.

„Nein gegen Felicitas und ihre Eltern; ihr Betragen Dir gegenüber war im höchsten Grade tadelnswerth. Ist es nicht wirklich zu arg? Da nehmen sie einen gefühlvollen jungen Menschen in ihren engsten Famlienkreis auf, gestatten ihm noch volle Freiheit mit einem lieblichen Mädchen zu verkehren, und lassen ihn die verlockendsten Hoffnungen hegen. Und dann, weil ein Reicher seine Hand bietet, opfert man den Unglücklichen dem Ehrgeiz und der Geldgier und zerreißt ihm mitleidslos das Herz! Wäre ich an deiner Stelle, ich würde mich durch Verachtung rächen."

Dieser Angriff Walbergs war wohl nur berechnet, ein Gefühl des Aergers, als beste

Waffe gegen die Verzweiflung, in dem Freunde zu wecken.

Raphael sah ihn mit einem traurigen Lächeln an, und erwiederte:

„Sie ist ja noch ein unschuldiges Kind, Franz, und hat niemals geahnt, daß ich mehr als Freundschaft für sie fühlte oder von ihr hoffte. Und was ihre Eltern betrifft, so hat deren grenzenlose Güte gegen mich diese edlen Menschen blind gemacht, sie haben nicht bemerkt was in meinem Herzen vorging. Wem sollte ich also zürnen? Wer ist schuldig? Wer hat sich Etwas vorzuwerfen, als ich allein?"

Walberg erneute noch einmal seinen Versuch, Raphael aber, in schmerzliches Nachdenken versunken, schien nicht darauf zu hören.

Während sie so langsam den einsamen Weg dahinschritten, bemerkten sie nicht, daß ein offner Wagen, von zwei englischen Vollblutpferden gezogen, in raschem Trabe auf sie zukam. Erst durch das laute Zurufen des den Wagen führenden Herrn wurden sie aufgeschreckt und sprangen, in eine Wolke von Staub gehüllt zur Seite.

Im Vorüberfliegen des Wagens wandte sich der Herr nach ihnen um, und rief ihnen einige Worte des Vorwurfes zu.

„Alfred Dorneval!" flüsterte Walberg überrascht und ärgerlich.

O des Vorspiels!" rief Raphael, an allen Gliedern zitternd, „sieh doch, Franz, das ist meine Zukunft, so wird mir geschehn, und sie wird neben ihm sitzen! . . . Nein, nein, fort, weit fort, eine ganze Welt zwischen sie und mich!"

Voll Mitleiden ergriff Walberg den Arm seines Freundes.

„Komm, komm, Raphael," sagte er, „laß uns gehn, er möchte zurückkehren."

Und beide verschwanden in einem Seiten=pfad, hinter einem Gebüsch wilder Orangen=blüthen.

V.

Am folgenden Tage, ziemlich früh Morgens, stand Felicitas gesenkten Hauptes und in Nachsinnen verloren, am Fenster des Speisezimmers. Regungslos wie ein Bild blickte sie zu Boden, kein Zeichen verrieth, was in ihr vorging.

Madame Verboord, die schon eine Weile in der offenstehenden Thür erschienen war, sah lächelnd zu dem sinnenden Mädchen hinüber, als glaubte sie sehr wohl die Ursache ihres Zerstreutseins zu kennen.

Zum Fenster tretend sagte sie:

„Komm, mein Kind, Du mußt nicht so . . . .“

Felicitas fuhr mit einem Angstschrei zusammen, bald aber erkannte sie ihren Irrthum und seufzte, während ein leichtes Roth ihre Wangen färbte:

„Ach, Du bist es, liebe Mutter! wie Du mich erschreckt hast!“

Die Mutter sah sie diesmal mit einigem Erstaunen an.

„Warum erschreckt?“ fragte sie, „was befürchtest Du denn, mein Kind?“

„Ich weiß es nicht, Mutter,“ stammelte Felicitas im Ton tiefster Betrübniß. „Ich war ganz in Gedanken versunken, Deine Stimme weckte mich so plötzlich, da überfiel mich eine Beängstigung, als drohe mir ein Uebel.“

„Was das nur bedeuten soll!“ rief die Mut-

ter lachend, „man sollte fast sagen, Du hättest Kummer und Sorge.“

„Ach, liebste Mutter,“ klagte Felicitas, „ich bin ermüdet und aufgeregt, es liegt eine unbegreifliche Schwermuth auf mir, wie eine drückende Last.“

„Wir wollen uns hinsetzen, mein Liebling, ich werde Dich bald getröstet haben, die Nacht ist Dir wohl durch Schlaflosigkeit unangenehm gewesen, nicht wahr?“

„Ich habe geträumt, unaufhörlich geträumt.“

„Das läßt sich denken, Du hast geträumt von Deiner glücklichen Hochzeit, hast wohl schon im Geist all' die Vorbereitungen dazu gesehn, Deine prächtigen Kleider und kostbaren Schmucksachen, vielleicht gar Dich selbst mit Deinem Bräutigam vor dem Altare.“

„Ja, Mutter,“ seufzte das Mädchen, „ich glaube, daß ich von alle diesem geträumt, daß ich Dich, meinen Vater, Herrn Dorneval und noch andere Leute gesehn habe; aber es bleibt mir jetzt nur eine verwirrte, undeutliche Vorstellung.“

„Was Dich heut Morgen ein wenig schwermüthig macht, ist die Ermüdung; ich bin gewiß, mein Kind, daß Deine Träume süß und angenehm waren.“

„Nein, Mutter, ich muß geweint und gezittert haben, denn ich erwachte voll Schrecken, und jetzt verfolgt mich eine geheimnißvolle Angst, die ich nicht überwinden kann.“

„Aber, Felicitas, was hast Du denn nur geträumt?“

„Ich weiß es nicht, gefährliche Dinge ohne Zweifel. Doch glaube ich mich jetzt zu entsinnen, daß eine dumpfe drohende Stimme die ganze Nacht mir in's Ohr flüsterte: „Laß ab von dieser Heirath, welche Dein **Un**glück sein wird.“

„Wie kindisch!“ rief die Mutter; „jedenfalls wirst Du doch wissen, Felicitas, daß man von Träumen immer das direkte Gegentheil annehmen muß? Also bedeutet Dein Traum nichts Anderes, als daß Du sehr glücklich sein wirst. Und wer könnte auch nur einen Augenblick daran zweifeln?“

„Was in mir vorgeht, Mutter ist sonderbar und unerklärlich. Diese Verbindung erfreut Dich und meinen Vater so sehr, daß sie wohl vortheilhaft für mich sein muß, und dennoch schrecke ich davor zurück.

„Gedanken eines jungen Mädchens, wir kennen das,“ unterbrach sie die Mutter. „Sieh, Felicitas, vor meiner Heirath hatte ich seit langer Zeit Gelegenheit gehabt, die guten, vortrefflichen Eigenschaften Deines Vaters nach ihrem wahren Werthe schätzen zu lernen. Er liebte mich und ich ihn wieder, von ganzem Herzen, mein sehnlichster Wunsch war, ihm für immer anzuhören. Als mir nun aber mein Vater ankündigte, daß ich Herrn Verboord heirathen würde, war ich durch diese Nachricht so überrascht, daß ich zitterte wie Espenlaub, ich zog mich auf mein Zimmer zurück und weinte den ganzen Tag. Ungeachtet meines Schreckens aber, und meiner Thränen war ich glücklich. Gerade so steht es mit Dir mein Schatz.“

Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort.

„Es ist ja auch ganz begreiflich,“ fuhr Madame Verboord fort; „an der Seite der Mutter lebt ein Mädchen in kindlicher Einfalt, geliebt, fröhlich, ohne Sorge und ohne die geringste Verantwortlichkeit. Sie weiß, daß für die Meisten die Heirath eine Nothwendigkeit des Lebens ist, und sie verlangt selbst nach dem Zeitpunkt, da der Mann ihrer Wahl ihr einen eignen Namen und Selbstständigkeit in der Welt

schenke. Kommt aber der ersehnte Augenblick, dann sieht sie angstvoll zurück auf dasjenige, was sie verlassen und verlieren soll; ihre unschuldigen Kinderfreuden, ihre mädchenhafte Unabhängigkeit, das Haus, in dem ihre Wiege stand, die geliebten Eltern . . . Außerdem schreckt sie die unbekannte Zukunft. Die neuen Pflichten als Gattin und Mutter, welche sie übernimmt, die eigne Verantwortlichkeit und viele andere derartige Erwägungen drücken sie nieder. Aber Felicitas, so geht es Jeder; und sobald wir Zeit gehabt haben, diese mädchenhafte Furcht zu überwinden, lachen wir unserer eignen Bekümmerniß. Doch Alles hindert nicht, daß wir glücklich sind und Gott für seine Güte gegen uns von Herzen danken."

Felicitas schien nicht überzeugt zu sein.

„Du glaubst mir nicht?" fragte Frau Verboord, „warte nur, Du wirst selbst sehn."

„Was Du sagst, ist ohne Zweifel die Wahrheit," entgegnete Felicitas, „doch trifft es bei mir nicht ganz zu. Du liebe Mutter, hattest Zeit gehabt, meinen Vater kennen zu lernen, und wünschtest mit ihm vereint zu werden. Ich dagegen war noch gestern ein einfältiges Kind, das an solch' wichtige Ereignisse im Leben nicht gedacht. Herr Dorneval ist gewiß ein vortrefflicher Mensch, das bezweifle ich gar nicht, aber ich habe ihn erst ein einziges Mal gesehn . . ."

„Das genügt, wenn die wenigen Augenblicke in Euren Herzen eine gegenseitige Zuneigung entstehn ließen."

„Felicitas schüttelte abwehrend den Kopf.

„Was sind das nun für Grillen," rief Madame Verboord in verweisendem Ton, „weßhalb willst Du leugnen, daß Du für die Beweise von Alfreds schüchterner Liebe nicht unempfindlich geblieben bist?"

„Gestern glaubte ich das selbst, Mutter,“ murmelte Felicitas.

„Und jetzt?“

„Jetzt ist es mir, als ob ich ihn niemals lieb haben könnte. Ich weiß nicht wie es kommt aber wenn ich an ihn denke, zieht sich in mir das Herz zusammen und ich bin ganz verwirrt.“

Madame Verboord warf ihrer Tochter einen ärgerlichen Blick zu.

„O liebe Mutter, sei mir nicht böse,“ bat das Mädchen mit erhobenen Händen, „es sind thörichte Gedanken, nicht wahr, ich thue Unrecht; aber es wird hoffentlich vorübergehn. Darf ich mir jetzt von Deiner endlosen Güte eine Gunst erbitten?“

„Nun, laß hören.“

„Vielleicht liegt meinem Schrecken und meiner Betrübniß vorwiegend der Gedanke an die Trennung von meinen geliebten Eltern zu Grunde. Ach, und deßhalb flehe ich Dich an, beste Mutter, lege ein gutes Wort beim Vater ein, damit meine Hochzeit noch etwas aufgeschoben werde! Nimm mir meine Bitte nicht übel, Mutter, nur wenig Monate, oder selbst nur wenige Wochen gönnt mir Zeit, mich an den Gedanken, Euch zu verlassen, zu gewöhnen.“

Gerührt durch diesen Beweis von Felicitas kindlicher Anhänglichkeit erwiederte Frau Verboord sanft:

„Da Du es so sehnlich zu wünschen scheinst, mein Kind, will ich mit Deinem Vater darüber sprechen, es gibt ja tausend Vorwände, unter denen man einen Aufschub rechtfertigen kann. Doch fürchte ich, daß er nur ungern darin willigen wird; sagte er doch, daß er von Herrn Dorneval einen großen Dienst erbeten und erlangt hätte. Wenn nun Alfreds Vater auf baldige Vollziehung der Heirath dringt? Dein Va-

ter wird ihm wahrscheinlich nicht wiederstehen und ihn kränken wollen. Und um einer Kleinigkeit willen möchtest Du Deinem guten Vater doch keinen Verdruß machen, nicht wahr, Felicitas?"

„Nein, Mutter."

„Wenn er also auf Ausführung dessen dringen sollte, was er schon mit Herrn Dorneval beschlossen zu haben scheint?"

„Dann werde ich mich unterwerfen und thun, was er verlangt."

„Ohne zu klagen, nicht wahr? Er würde nicht begreifen, warum Du dem glücklichen Augenblick Deiner Hochzeit nicht mit Ungeduld und Freude entgegen sähst."

„Ohne zu klagen, Mutter, aber suche noch einigen Ausstand zu gewinnen."

„Ich will sehn, was sich thun läßt, Felicitas; sei jetzt nur ganz ruhig und vertreibe die ungegründeten Besorgnisse, die Dich quälen. Hier, nimm Deine Stickerei, das wird Dich zerstreuen."

Mutter," sagte das Mädchen, „ich bin in der Absicht heruntergekommen, zur Kirche zu gehn, denn ich fühle das Bedürfniß zu beten; es wird mir dadurch mehr Trost und Ruhe werden, als durch diese Arbeit."

„So geh' zur Kirche, Felicitas; das Gebet ist in der That das beste Mittel, beunruhigten Herzen den Frieden zurückzugeben."

Felicitas warf einen Shawl um ihre Schultern, nahm Hut und Gebetbuch und war im Begriff zu gehn, als ein plötzlicher Gedanke sie zurückhielt.

„Ist Herr Banks wohl auf dem Büreau?" fragte sie.

„Ich glaube es nicht," war die Antwort, „die Büreaus sind noch nicht geöffnet, es ist kaum sieben Uhr."

„Ob er sehr krank ist, Mutter?“

„Nein; Kopfschmerzen, das hat nichts zu bedeuten; am folgenden Tage spürt man gewöhnlich nichts mehr davon. Wenn er indessen heute wieder ausbliebe, würden wir hinschicken und fragen lassen, wie er sich befindet.“

„Bis gleich denn,“ sagte Felicitas, während sie nachdenklich zur Thür hinausging.

Als sie durch die Straße und dem Hause des Herrn Spelt vorüberschritt, erschien Lucia, im Begriff auszugehn, auf der Thürschwelle. Mit fröhlichem Lachen lief sie auf ihre Freundin zu, schloß sich ihr an und sagte:

„Ach Felicitas, wie freue ich mich, Dich zu sehn! Seit wir zusammen die Schule besuchten, bist Du mir eine treue Freundin geblieben und so wirst Du Dich über mein Glück mit mir freuen. Weißt Du es schon? ich bin verlobt mit Franz Walberg, was sagst Du dazu?“

„Auch ich bin verlobt,“ sagte Felicitas.

„Du auch?“ rief Lucia, „welch' frohe Nachricht! Wie glücklich wird der gute Banks sein! er ist gewiß halb von Sinnen!“

„Mein Vater sagte, seine Ueberraschung und Freude sei so groß gewesen, daß er kein Wort habe sprechen können.“

„Da ist er also wohl vor lauter Seligkeit krank geworden?“

„Du weißt, daß er krank ist?“ fragte Felicitas erstaunt. „Mein Vater hatte ihn gebeten zu uns zu gehn, aber er ist nicht gekommen, er bekam plötzlich Kopfschmerzen und sandte Nachmittags seinen Freund, Herrn Walberg, um meinem Vater zu sagen, daß er nicht zum Büreau kommen könne.“

„Das weiß ich ja Alles,“ antwortete Lucia, „und es fehlte nur wenig, so hätte mein Vater sich so sehr darüber geärgert, daß meine Hochzeit wieder wäre aufgeschoben worden. Es

war nämlich verabredet, daß Franz und seine Mutter gestern Nachmittag bei uns den Caffee nehmen sollten, mein Vater hatte mit einer gewissen Feierlichkeit die Vorbereitungen dazu getroffen und seinen besten alten Wein bereit gesetzt. Da kommt auf der Börse Franz zu ihm und sagt, daß es ihm unmöglich sei zu erscheinen, weil sein Freund Banks sehr krank geworden und seiner Hülfe bedürfe."

„Großer Gott, sollte Raphael wirklich ernstlich krank sein?" rief Felicitas erschreckt.

„Nein, man kann vor Freude wohl außer sich gerathen, aber das ist ein Uebel, von dem man bald genes't, mach' Dir deßhalb keine Sorgen, heute wird es schon wieder vorbei sein. — Mein Vater war anfangs ärgerlich auf Franz, weil nun unser kleines Fest nicht statt finden konnte, indessen da er so besonders große Stücke auf Herrn Banks hält, hat er Alles vergeben um Dessentwillen, und seine Einladung auf übermorgen verschoben."

„Ich begreife nur nicht," sagte Felicitas nachdenklich, „wie Raphael sich die Sache so zu Herzen nehmen konnte."

„Das begreifst Du nicht? ich desto besser. Ach, wenn man Jahrelang ohne es zeigen zu dürfen, so heiß geliebt, wenn man gefürchtet hat, daß der geringste Vorfall die Verwirklichung der sehnlichsten Wünsche unmöglich machen würde, in einem Wort, wenn man in ewigem Zweifel gelebt, da muß es wohl ein aufregender Augenblick sein, den Vater der Geliebten plötzlich das große Wort sprechen zu hören: „Sei glücklich, ich schenke Dir die Hand meines einzigen Kindes!"

Felicitas sah ihre Freundin verwirrt und schweigend an, endlich fragte sie:

„Aber Lucia, von wem sprichst Du denn eigentlich?"

„Von wem ich spreche? Nun, von Herrn Banks, von wem denn sonst?“

Die arme Felicitas wandte sich ab, um die Röthe zu verbergen, welche ihr die Stirn färbte.

„Was bedeutet das nur?“ rief Lucia verwundert.

„Ich habe meinen Bräutigam erst einmal gesehn;“ seufzte Felicitas.

„So ist es nicht Raphael, mit dem Du verlobt bist?“

„Nein, Lucia, es ist Alfred Dorneval, der Sohn des reichen Kaufmanns am Großen Markt.“

„Träume ich oder bin ich wach?“ murmelte Lucia, beinah zitternd vor Aufregung. „Alfred Dorneval? O, nun begreife ich die Krankheit des armen Raphael, daran wird er sterben!“

„Sterben?“ wiederholte Felicitas entsetzt, „nein, nein, Lucia die Nachricht meiner bevorstehenden Verheirathung hat ihn ja erfreut.“

„Komm, laß uns hier etwas stehn bleiben,“ sagte die Andere, „dort an der Mauer wird uns Niemand stören. Ich bin ganz verwirrt, es saus't mir in den Ohren. Alfred Dorneval? Es ist unmöglich!“

Sie führte ihre Freundin zu einer einsamen Ecke des Marktes und fragte dann mit bewegter Stimme:

„Ist diese Heirath eine festbeschlossene Sache? unwiderruflich beschlossen? Ja? — Wie kalt Du das sagst, Felicitas!“

„Meine Eltern glauben, daß ich glücklich sein werde; was vermag ich gegen ihren Willen?“

„Also Du kannst ohne Kummer dem guten Raphael den Todesstoß geben? Ihm, der Dich so innig liebte, der nichts sah als Dich, nichts

hoffte als von Dir, der nur Dir leben wollte?"

„Um Gotteswillen, Lucia, sag' mir nicht solche Dinge!" rief Felicitas bewegt, „Du machst mich zittern! Daß Raphael viel Freundschaft für mich hegte und um meinetwillen durch's Feuer gelaufen wäre, das weiß ich, . . . aber was Du meinst, nein, da täuschest Du Dich wahrhaftig."

„Wie ist es nur möglich!" entgegnete Lucia, „ich muß Dich überzeugen, daß Raphael Dich liebt mit der ganzen Kraft seiner Seele? Du hast es noch nicht einmal bemerkt? Also liebst Du ihn gar nicht den armen Menschen? Aber hör' nur, ich will Dir dennoch den Beweis nicht schuldig bleiben. Mein Vater war so sehr eingenommen von Raphael, von seinem schönen, edlen Gesicht, seinem Verstand und seinen sonstigen reichen Geistesgaben, daß er den festen Entschluß gefaßt hatte, mich mit ihm zu verheirathen. Das setzt Dich in Erstaunen, nicht wahr, aber es ist dennoch genau wie ich Dir sage. Mein Vater hat Raphael zu sich in's Haus gerufen und ihm meine Hand angeboten. Raphael besitzt kein Vermögen, er hat zwar viel Aussicht einmal sehr reich zu werden, meint mein Vater, und der Deinige gleichfalls, aber dazu gehört doch für den Anfang ein Kapital. Mit meiner Hand stand ihm dies zur Verfügung; außerdem, ohne mich rühmen zu wollen, bin ich doch auch nicht gerade die Häßlichste, so hätte also dieser Vorschlag ihm als ein unerwartetes Glück erscheinen müssen. Aber er lehnte es ab.

„Er lehnte es ab," seufzte Felicitas beklommen.

„Ja, und weißt Du weßhalb? Er hat es seinem Freunde Franz gestanden, der es aber vorher schon errathen: weil er eine andere Liebe

im Herzen trug, eine Liebe so innig und treu, daß sie ihn alle Güter der Erde verschmähen ließ. Wen sollte er lieben als Dich? Und haben seine Augen es Dir nicht hundertmal gesagt? Außerdem aber unterliegt es keinem Zweifel, da er ja meinem Franz das Geständniß abgelegt."

Felicitas war tief bewegt; sie konnte kaum glauben, daß ihre Freundin die Wahrheit sprach; schweigend sah sie vor sich hin.

In mitleidigem Ton fuhr Lucia fort.

„Der arme Banks, der so edelmüthig mein und Walbergs Glück begründete! Was hat er nun noch in der Welt zu erwarten? Ein Leben voll Trauer und Verzweiflung, ein kurzes Leben ohne Zweifel, denn er wird vor Kummer sterben. Felicitas, Du kannst ihn noch retten! Deine Eltern haben Dich so lieb, sie vermögen Deinen Thränen, Deinem Flehen nicht zu widerstehn. O könnte ich den schrecklichen Schlag von ihm abwenden und so ihm die Wohlthat vergelten, die er uns erwiesen hat! Du antwortest nicht, Felicitas? Bist Du denn ganz gefühllos bei seinem Leiden?

In diesem Augenblick kam von der andern Seite des Marktes eine alte Dame herzugelaufen, welche Lucia um den Hals fiel und ausrief:

„Ach da bist Du ja, meine liebe Nichte, — und Du hast Dich verlobt? mit demjenigen, den Du Dir längst auserwählt? Ich kenne ihn, er ist ein braver junger Mann, von guten Eltern und anständiger Familie, das ist Alles was Noth thut. Seine Mutter war früher eine Freundin von mir. Uebrigens muß es noch nicht lange beschlossen sein, denn erst gestern theilte Dein Vater mir die Nachricht mit, da bin ich nun gleich mit der Frühpost herüberge-

fahren. Jetzt gehst Du mit mir nach Haus, ich habe so Vieles mit Dir zu sprechen!"

„Gewiß, ich begleite Dich, liebe Tante," murmelte Lucia verlegen, reichte Felicitas zum Abschied die Hand und war bald mit ihrer Tante verschwunden.

Wankenden Schrittes setzte Felicitas allein ihren Weg fort, sie wußte nicht, was sie von der erhaltenen Offenbarung denken sollte, ihr Kopf war wirr, das Herz schwer, und da sie in die Kirche trat, fühlte sie, wie die Thränen ihr über die Wangen flossen. Sie kniete nieder, schlug ihr Buch auf und versuchte zu beten.

Aber wie sehr sie sich auch bemühte ihr Herz zum Himmel zu erheben, immer wieder kehrten ihre Gedanken zur Erde zurück und bewegten sich um dasjenige, was Lucia ihr mitgetheilt hatte. Von Zeit zu Zeit weckte der Klang des Glöckleins am Altare sie aus ihren Träumen, und sie versuchte dann wieder von Neuem mit Andacht den Gebeten des Priesters zu folgen. Aber die Worte ihrer Freundin schienen ein eignes Wesen angenommen zu haben; und ihr unaufhörlich in's Ohr zu flüstern: „Er liebt Dich, er liebt Dich!"

Dann wieder trat ihre glückliche Jugendzeit wie auf einem Zaubertuche gemalt, langsam vor ihre Seele. Sie erinnerte sich mit auffallender Klarheit jedes einzelnen Tages, den sie in Raphaels Gesellschaft verlebt, hörte seine Worte, sein fröhliches Lachen, das Zittern seiner Stimme, . . . war es denn wirklich so? Er liebte sie und hatte es ihr verborgen, und jetzt sollte sie heirathen? Einen Andern heirathen? Die Nachricht davon hatte ihn auf das Krankenbett geworfen? Er sollte sterben, weil er sie geliebt?

Felicitas zitterte und mußte alle Kräfte zusammen nehmen, um nicht in Thränen auszu-

brechen. Was sie aber am meisten erschreckte, war eine Stimme, die aus ihrem Herzen ihr immer wieder zurief: „Und Du auch, Felicitas, Du liebst ihn!“ Sie unterdrückte diese Stimme gewaltsam und suchte sich glauben zu machen, daß sie eine Täuschung ihrer aufgeregten Phantasie sei, aber stets von Neuem drangen die verhängnißvollen Worte aus ihrem Innern und das gequälte Mädchen erkannte endlich, daß sie nichts als die schmerzliche Wahrheit enthielten.

Der Gottesdienst ging zu Ende, der Priester verließ den Altar; nach einem kurzen, aber innigen Gebete um Gnade für sich und — Raphael stand Felicitas auf und trat aus der Kirche. Sie senkte den Kopf, um den Blicken der Vorübergehenden auszuweichen; Alles erschreckte sie, Häuser und Menschen, sie sehnte sich nach einem Zufluchtsort gegen ihre Angst und Noth und für sie war ein solcher nur das Herz ihrer guten Mutter.

Sie fand dieselbe nicht im Speisezimmer, wie sie erwartet hatte. Doch war es schon eine Wohlthat für sie, allein zu sein und nicht vor fremden Augen ihre schmerzliche Aufregung verbergen zu müssen. Ein tiefer Seufzer machte dem gepreßten Herzen Luft, Felicitas sank in einen Sessel, legte die Hände vor die Augen und weinte lange bitterlich.

Eine sanfte Stimme weckte sie endlich aus ihrer Betrübniß.

„Du weinst, Felicitas? Hat denn das Gebet Dich nicht gestärkt und Deine ungegründeten Befürchtungen vertrieben?“

Das Mädchen legte die Arme um den Hals der Mutter.

„Ach,“ rief sie, „tröste mich, hilf mir, Dein armes Kind ist so unglücklich!“

„Unglücklich?“ wiederholte Madame Verboord, überrascht durch den hoffnungslosen Ton

von Felicitas Stimme. „Hast Du denn vergessen, was ich Dir vorhin sagte? Es wird vorübergehn, alle Mädchen die heirathen wollen, sind aufgeregt und ängstlich.“

„Nein, nein, das ist es nicht. Ein Geheimniß, ein trauriges Geheimniß, das man mir entdeckt hat . . .“

„So theile mir das Geheimniß mit, das Dir so wichtig scheint.“

Felicitas wollte sprechen, doch zauderte sie und murmelte etwas Unverständliches in sich hinein.

„Nun, mein Kind, was ist es?“ sagte die Mutter mit ungläubigem Lächeln.

„Ich kann es nicht sagen, liebe Mutter, sieh doch, wie ich zittre, ach ich fürchte, daß Du mir zürnen wirst; aber glaube mir, vor dem heutigen Tage habe ich nichts davon gewußt.“

„Aber so sprich doch deutlich, Felicitas, Du drückst Dich in lauter Räthseln aus.“

Das Mädchen schwieg noch eine Weile, wie um Muth und Kräfte zu sammeln, und sagte dann mit größerer Ruhe:

„Ich bin unschuldig, Du bist meine Mutter; wenn ich nicht in Dein liebreiches Herz meinen Kummer ausschütten darf, wo soll ich dann Trost finden? Du wirst überrascht, vielleicht betrübt sein, aber nun höre. Raphael ist plötzlich krank geworden, nicht wahr, als der Vater ihm gesagt, daß ich heirathen würde. Das kommt weil . . . weil Raphael . . . der Schmerz . . . das Leid . . .“

„Nun weiter, was von Raphael?“

„Er liebt mich, Mutter.“

Frau Verboord war versucht zu lachen, doch der flehende Blick und die gefaltenen Hände von Felicitas erregten ihr Mitleiden.

„Beruhige Dich, mein Kind, das hat man

Dir weiß gemacht, um Dich zu necken," sagte sie sanft.

„O Mutter, glaube mir!" rief Felicitas, „bei Deiner Liebe zu Deinem einzige Kinde bitte ich Dich, glaube mir!"

Die Inbrunst und Ueberzeugung, mit der Felicitas diese Worte sprach, verfehlten nicht ihre Wirkung. Madame Verboord erbleichte, sie faßte die Hand ihrer Tochter und entgegnete:

„Man hat Dich getäuscht, armes Kind; sprich, wer hat Dir das erzählt?"

„Lucia Spelt."

„Und was weiß Lucia davon?"

„Ihr Vater wollte sie mit Raphael vermählen; er hat sich geweigert, weil er eine andere Liebe im Herzen trüge; und seinem Freunde Walberg hat er vertraut, daß ich es bin die . . . die er liebt."

„Was sind das für unerhörte Dinge!" rief Madame Verboord aufspringend, „Raphael sollte so alle Achtung . . . aber ich glaube es nicht, es handelt sich um eine Klatscherei der Nachbarn."

„Und als mein Vater gestern dem Raphael sagte, daß ich mich verheirathen würde, ist er so heftig erkrankt, daß Walberg den ganzen Tag an seinem Bette hat wachen müssen."

Es herrschte einige Augenblicke Stille. Frau Verboord schien sehr erregt zu sein, doch suchte sie sich zu beruhigen, setzte sich neben ihre Tochter und sagte in ernstem Ton:

„Nein, ich kann und will es nicht glauben! Raphael, den wir für einen anhänglichen, dankbaren Menschen hielten, dessen ruhiger Verstand, dessen gesetztes Wesen uns ein unbegrenztes Vertrauen einflößten, Raphael sollte sich so vergessen, sollte zugleich Alles vergessen haben, was wir an ihm gethan? Er sollte nicht allein ge-

wagt haben, seine Augen zu dem einzigen Kinde seines Herrn zu erheben, sondern auch andern Leuten seine wahnwitzigen Hoffnungen anzuvertrauen? Es kann nicht sein, er kann uns so nicht kränken, da wir ihm nur Gutes gethan. Ein Herz wie das seine ist eines solchen Undanks nicht fähig."

Felicitas große blaue Augen schienen um Mitleiden zu flehen, während sie kaum hörbar flüsterte:

„Ach Mutter, sei nicht unbarmherzig gegen ihn."

„Laß uns die Sache nun einmal von der andern Seite betrachten," fuhr Madame Verboord fort, „laß uns annehmen, daß man Dich nicht getäuscht, sondern recht berichtet hat. Welche Bedeutung kann dann Raphaels Sinnlosigkeit für Dich haben, mein Kind? Ist es nicht seine eigne Schuld, wenn er sich so eine bitt're Täuschung bereitet? Wir brauchen uns deßhalb in keiner Weise zu beunruhigen, Du heirathest, Herr Banks verläßt unser Haus und in kurzer Zeit wird er selbst nicht mehr an seine Verirrung denken als vielleicht um zu bedauern, daß er so sehr seine Stellung vergessen hat."

„Nein, nein, Mutter," schluchzte das Mädchen mit einer neuen Thränenfluth, „der Kummer wird ihn krank machen, die Verzweiflung ihn tödten. Ach, der Gedanke quält mich unsäglich! Er, der gute edle Mensch soll sterben, weil er mich zu lieb hatte? sterben mit meinem Namen auf den Lippen? Welcher schrecklichen Zukunft gehe ich entgegen! Nimmer werde ich Ruhe finden, sein Bild wird mich verfolgen im wachen und träumen, ich werde ihn sehn blaß und elend und mich anklagend, daß ich die Ursache seines frühen Todes bin. Mutter, Mutter, laß ihn nicht sterben!"

Madame Verboord war tief erschüttert; es

lag Etwas in Felicitas Worten, das ihr Mutterherz mit Angst erfüllte.

„Liebes Kind,“ sagte sie, „ich hoffe zu Gott, daß meine Furcht ungegründet ist. Du empfindest Trauer darüber, daß Herr Banks Kummer hat in dem Augenblick, da Du glücklich werden sollst. Ich kann das begreifen, denn bis jetzt zeigte er sich stets dankbar gegen Deine Eltern und äußerst zuvorkommend; Dein Mitleiden ist doch nur Freundschaft, nichts Anderes als Freundschaft, nicht wahr?“

Das Mädchen erröthete bis unter die blonden Locken und ließ schweigend den Kopf auf die Brust sinken.

„Sprich, sprich, Felicitas,“ rief die Mutter besorgt, „laß mich nicht in diesem peinlichen Zweifel. Du fühlst für Herrn Banks nur Freundschaft, nicht wahr? Wenn er vergessen hat, was er seinen Wohlthätern schuldig, so hast Du doch wenigstens keine geheime Neigung in Dir aufkommen lassen? Sprich nun, sag' es mir aufrichtig, ich bitte Dich darum.“

„Mutter, Mutter, Vergebung!“ seufzte zitternd das Mädchen.

„Vergebung? Weßhalb? Was hast Du gethan?“

„Ich glaube, daß ich Raphael lieb . . .“

„Nein, nein, das ist nicht wahr! Du träumst! Es ist eine Täuschung Deiner Sinne!“

„Ich habe es in der Kirche Gott selbst geklagt!“

„Unmöglich, unglaublich! Und seit wann sollte mein Kind mich so betrogen haben?“

„Betrogen, Mutter? Felicitas Dich betrügen? Ach wie kannst Du nur so etwas denken! Gestern wußte ich noch nicht, was das Wort Liebe bedeutet, ich glaubte Niemanden zu lieben als allein Dich und meinen Vater . . . Aber dieser plötzliche Wechsel, meine bevorstehende Verheira-

thung, die schrecklichen Träume, dann seine Krankheit, seine Verzweiflung, das Alles hat eine verhängnißvolle Klarheit in meine Seele gebracht."

Die letzten Worte des Mädchens hatten den Schrecken der Mutter bedeutend gemildert. Sie zweifelte nicht an der Wahrheit von Felicitas Erklärung; hatte doch das gute Kind niemals gelogen und das Bekenntniß selbst war ja ein überzeugender Beweis ihrer Aufrichtigkeit. Die Entdeckung einer geheimen Liebe in ihrer Tochter erfüllte sie aber dennoch mit Sorge, schon wenn sie den Eindruck bedachte, den dieselbe auf Felicitas künftigen Gemahl machen müsse. Nach einer Weile Stillschweigens sagte sie sanft und freundlich zu ihrer Tochter, die noch immer bitterlich weinte:

„Felicitas, mein Kind, vertreibe diese Gedanken, überwinde Dich selbst, kehre zurück zu Deiner Pflicht. Denke doch an Deinen guten Vater, er wird außer sich sein vor Kummer und wer weiß, ob er bei der leichten Reizbarkeit seiner Nerven nicht etwa gar krank werden wird."

„O, um Gotteswillen, laß ihn nichts merken, Mutter."

„Aber wirst Du denn die übergroße Aufregung verbergen können, die Dich Thränen vergießen läßt in einem Augenblick, den er für den glücklichsten Deines Lebens hält!"

„Mein Vater darf nicht wissen, was mich quält, aber vor Dir könnte ich kein Geheimniß haben, selbst wenn ich schuldig wäre."

„Ich danke Dir für Dein kindliches Zutrauen, mein Liebling. — Also darf ich hoffen, daß Du Deinen Vater nicht betrüben wirst? Daß Du aus Liebe zu ihm Deine traurige Stimmung beherrschen und Dich heiter zeigen willst, wenn er mit Dir über Deine Heirath

spricht? Ach er würde gewiß krank, wenn Du es nicht thätest!"

„Du hast mir versprochen, Mutter, daß Du meine Hochzeit aufschieben willst?"

„Ja, ich werde es versuchen."

„Und ich will mich allmählich an den Ge- Gedanken unserer Trennung zu gewöhnen suchen."

„Und Deine Verirrung vergessen?"

„Und Raphael vergessen!" schluchzte das Mädchen.

Ein schwerer Männertritt ertönte im Gange.

„O Himmel! Da höre ich Deinen Vater!" rief Madame Verboord mit gedämpfter Stimme. „So darf er Dich nicht sehn, bleich und mit nassen Augen! Komm, Felicitas, komm in Dein Zimmer, bis Du Dich beruhigt hast."

Sie ergriff die Hand ihrer Tochter, führte sie zu einer Seitenthür und verschwand mit ihr aus dem Zimmer. —

Während Madame Verboord beschäftigt war, ihre Tochter zu trösten und ihr Muth einzureden, saß ihr Mann in seinem Kabinett vor einem Tisch, der mit Büchern und Papieren bedeckt war.

Es lagen auch vier oder fünf Zeitungen vor ihm; eben nahm er eine zur Hand und blickte aufmerksam in die Spalten der vorletzten Seite, welche den Cours der Aktien, die Wechselwerthe und die Preise der Waaren auf den verschiedenen Märkten Europas enthielten.

Die Berichte mußten günstig sein, denn er lächelte und nickte vergnügt mit dem Kopf.

Als er das Blatt zu Ende gelesen zog er seine Uhr hervor und sagte mit einer gewissen Sorge:

„Schon zehn Uhr! Ich habe Herrn Dorneval versprochen; heut Morgen zu ihm zu kommen, um die Bedingungen des Heirathscontracts

endgültig zu regeln. Eilen wir uns, ich darf nicht warten lassen und muß mich noch ankleiden . . ."

Eben wollte er aufstehn, als es draußen an der Thür kopfte.

„Ah, sieh da, mein lieber Banks?" rief er, „sind Sie genesen? Das freut mich, denn ich hätte Sie ungern leidend gewußt, während hier Freude herrscht . . . Aber Sie müssen noch krank sein, sehr krank, mein armer Raphael, so blaß wie Sie aussehn! Man sollte fast sagen, Sie wären mager geworden seit gestern. Das Fieber nicht wahr? Kehren Sie nach Hause zurück und halten sich ruhig, bis Sie ganz hergestellt sind. Ihr Interesse für mich darf Sie die Sorge für Ihre Gesundheit nicht vergessen machen."

Raphael Züge trugen in der That die Spuren, welche ein heftiger Fieberanfall zurück zu lassen pflegt. Seine Wangen waren eingefallen, die Augen matt, um den Mund lag ein schmerzlicher Zug. Doch lag etwas in seinem Wesen, das mit der Niedergeschlagenheit nicht übereinstimmte, die seinen Zügen aufgeprägt war. Er trug den Kopf erhoben, sein Blick war fest, ruhig und entschlossen.

„Setzen Sie sich, mein Freund," sagte der Kaufmann, „ich will einen Wagen bestellen, der Sie nach Haus zurückbringt."

„Ach Herr Verboord, entschuldigen Sie einen Augenblick," bat der junge Mann; „meine Krankheit ist vorbei, ich fühlte mich stark genug hierherzugehn, um mir eine Gunst von Ihnen zu erbitten. Wie sehr mein Ansuchen Sie überraschen mag, so hoffe ich doch daß Sie es gewähren werden."

„Alles was in meinen Kräften steht, Raphael. Ich hatte ohnehin schon beschlossen, bei Gelegenheit der Heirath meiner Tochter Ihnen

einen besonderen Beweis meiner Zuneigung zu geben. Wenn Sie mir also die Gelegenheit verschaffen, Ihnen einen großen Dienst zu thun so werden Sie mich sehr verpflichten. Darum sprechen Sie ohne Furcht, was ist Ihr Begehr?"

„Herr Verboord," erwiederte Banks, „ich wollte Sie ersuchen, mich aus meiner Stellung zu entlassen; ich verbinde mit meiner Bitte die Versicherung meiner unwandelbaren Erkenntlichkeit für die grenzenlose Güte, mit der Sie mich stets behandelt haben."

Der Kaufmann sah ihn verwundert an.

„Das begreife ich nicht " murmelte er; „es ist ja doch zwischen uns beschlossen und abgemacht, daß Sie in Zeit eines Monats oder sechs Wochen mein Haus verlassen sollen, um ein Geschäft für eigne Rechnung zu gründen Was bedeutet denn nun diese Frage?"

„Ich wiederhole meine Bitte um sofortige Entlassung."

„Also heute schon wollen Sie mich vergessen?"

„Diesen Nachmittag, Herr Verboord. Ich will vorher die Bücher und Schriftstücke auf dem Büreau noch einmal nachsehn und den zweiten Buchhalter über Alles aufklären, so daß meine Abwesenheit nicht die mindesten Schwierigkeiten verursachen wird."

„Aber, mein armer Banks," rief Herr Verboord erschreckt, „Sie sind kränker als Sie glauben! Die hohle Stimme, der sonderbare Blick! Sie haben Ruhe nöthig, das ist ganz klar. Ich kann Sie nicht gegen Ihren Willen auf meinem Comptoir behalten, Sie haben darin volle Freiheit, aber gehn Sie jetzt nach Haus; so bald Sie hergestellt sind, wollen wir mit Ruhe und in aller Freundschaft weiter darüber sprechen."

„Unmöglich!" rief Raphael, indem er mit

einer bittenden Handbewegung den Kaufmann zurückzuhalten suchte.

„Was ist unmöglich?" fragte dieser, „ich weiß nicht, Raphael, ihre sonderbare Sprache erschreckt mich. Was kann Sie hindern, sich die nöthige Ruhe zu gönnen, ehe sie einen so wichtigen Schritt beschließen?"

„Meine Absicht ist zugleich, Ihnen Lebewohl zu sagen, Herr Verboord; ich bin im Begriff, eine weite Reise anzutreten und weiß nicht, ob ich meine Wohlthäter jemals wiedersehn werde."

„Sie verlassen das Land?"

„Und Europa."

„Glauben Sie mir, Raphael, Sie haben noch das Fieber, und davon sind Ihre Nerven ein Wenig in Unordnung."

„Nein, Herr Verboord, Sie irren, ich bin durchaus nicht krank und mein Geist ist vollkommen klar. Ich sah voraus, daß diese unerwartete Ankündigung Sie überraschen würde, konnte aber doch unmöglich fort gehn, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen und Ihnen noch einmal für all' Ihre Güte zu danken."

„Man kann doch alle Wochen, ja jeden Tag, von Antwerpen nach allen vier Winden verreisen; Ihre Ungeduld wenigstens ist unerklärlich. Sagen Sie mir, weßhalb Sie solche Eile haben, daß ein einziger Tag Ihnen als langer Aufschub erscheint?"

„Verschiedene Umstände liegen da zu Grunde," entgegnete Raphael, „ein guter Freund und ehemaliger Schulkamerad reis't morgen, dem ich mich gern anschließen möchte. Ich habe meinen Plan die ganze Nacht hindurch wohl überlegt und er ist zum festen Entschluß in mir gereift. Der Handel wird hier zu langsam betrieben für meine Ungeduld, ich will in Amerika mein Glück versuchen."

Obwohl in Raphaels ruhiger Haltung et=

was gezwungenes war, begann der Kaufmann doch einzusehn, daß er sich hinsichtlich des Krankseins als Motiv für den raschen Entschluß geirrt hatte. Er faßte freundlich die Hand seines Buchhalters, führte ihn zu einem Stuhl und sagte:

„Nun lassen Sie uns einmal ruhig über ihren unbegreiflichen Vorsatz sprechen. Also Sie wollen nach Amerika?“

„Jawohl, Herr Verboord.“

„Um dort Handel zu treiben, natürlich. Aber haben Sie auch alle möglichen Folgen dieses plötzlichen Entschlusses erwogen?“

„Ich habe sie reiflich erwogen und berechnet.“

„Nein, das ist unmöglich; lassen Sie mich es für Sie thun und hören Sie mir einen Augenblick zu, Raphael. Wissen Sie auch, wie es in Amerika zugeht? Da durstet Jeder nach eiligem, sofortigen Reichwerden, es herrscht ein heißer rastloser Streit jedes Einzelnen gegen Alle, um in den Besitz von Geld zu kommen, und in diesem Strudel gewinnsüchtiger Menschen sind alle Mittel recht, um zu siegen. Man übervortheilt, man betrügt, man geht zwanzigmal bankerott, ohne auf die Opfer zu achten, die in Folge dessen ruinirt werden. Sie haben 10,000 Franken; ehe Sie Amerika erreichen wird ein Theil dieses kleinen Capitales verschwunden sein. Dann befinden Sie sich auf fremdem Boden, zwischen lauter fremden Leuten von der eben geschilderten Sorte, ohne die Mittel, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Sie werden alsbald umringt sein von allerlei Sorten von Menschen, die unter den freundschaftlichsten Anerbietungen nichts suchen, als sich Ihres Geldes zu bemeistern. Ihr edles, vertrauendes Herz bringt Sie nach allen Richtungen in Gefahr betrogen zu werden. Sie

müssen vielleicht endlich fern dem Vaterlande, fern von Ihren Freunden, genöthigt sein eine Stelle als Commis zu erbitten um nicht in Elend umzukommen."

Der Kaufmann hatte ohne Zweifel mit Absicht die fieberhafte Geldgier der Amerikaner übertrieben, um Eindruck auf seinen Hörer zu machen, jetzt sah er fragend zu ihm hin.

„Ich habe an dies Alles gedacht, Herr Verboord," erwiderte Raphaël unbeirrt; „das Ringen und Kämpfen ist es gerade, nach dem ich verlange. Nicht Alle gehn zu Grunde, die in Amerika ihr Heil versuchen, Vielen gelang es, in kurzer Zeit einen großen Reichthum zu erwerben."

„Ja, aber wie selten sind sie im Vergleich zu hundert Anderen, die ohne Vermögen, ohne Hoffnung, enttäuscht und verletzt an Geist und Körper nach Europa zurückkehren! Lacht Ihnen denn das Glück nicht genugsam in Belgien, daß Sie das weite Meer zwischen sich und Ihr Vaterland bringen wollen? Ihr erstes Geschäft hat Ihnen gleich einen hübschen Gewinn eingetragen; ich werde mir eine besondere Freude daraus machen, Ihnen fortzuhelfen und beizustehn mit Rath und That, gerade jetzt, da die Heirath von Felicitas mich aller Sorgen enthebt. Ach, mein Freund, es ist eine große Thorheit, hinter einem Schatten herzulaufen, wenn man den Gegenstand seines Verlangens in der Hand hält. Ich sage es Ihnen gerade heraus, es würde mich innig betrüben, wenn Sie Ihr Vorhaben ausführten; im Geist würde ich Ihnen folgen und stets besorgen, daß Sie unglücklich wären. Nein, nein, bleiben Sie hübsch in Antwerpen, ich prophezeie Ihnen ein baldiges Gelingen. Nicht wahr, Sie geben Ihren sinnlosen Vorsatz auf?"

Raphael war tief gerührt durch das Wohl-

wollen seines Herrn, doch bezwang er sich und sagte:

„Herr Verboord, Ihre Güte gegen mich ist grenzenlos; wenn ich meine Schuld gegen Sie mit meinem Leben bezahlen könnte, ich würde keinen Augenblick zögern. Aber von meiner Reise nach Amerika kann ich nicht ablassen; erlauben Sie, daß ich Ihnen hiermit Lebewohl age.“

„Ach was.“ rief der Kaufmann aufstehend, „nun verstehe ich Sie ganz und gar nicht mehr. Sie verharren, Sie wollen fort, trotz meines Rathes? Nun, wir werden doch sehn; kommen Sie einmal mit mir, Sie werden dennoch bald anders sprechen.“

Und er nahm den jungen Mann bei der Hand, zog ihn mit sich in den Hausflur und sschritt einer Flügelthür zu.

Hier hielt Raphael ihn plötzlich zurück, während er erschrocken flüsterte:

„Um Gotteswillen, Herr Verboord, was haben Sie vor?“

„Was ich vor habe? In das Speisezimmer will ich Sie führen!“

„Ach nein, nein, ich bitte dringend, lassen Sie mich gehn!“

„Was bedeutet das nun wieder?“ fragte der Kaufmann sehr verwundert, „Sie werden doch nicht fortgehn wollen, ohne sich bei meiner Frau und Tochter zu verabschieden!“

Raphael nahm all' seine Kraft zusammen. „Sie haben Recht, Herr Verboord entschuldigen Sie meine Aufregung, ich folge Ihnen mit Freuden.“

Trotz dem zitterte er, und war bleich wie der Tod. —

Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er bemerkte, daß Madame Verboord sich ganz allein im Zimmer befand.

„Wo ist Felicitas, fragte der Kaufmann.

„Sie ist ein wenig unwohl,“ erwiderte Madame Verboord, Raphael ansehend, „sie hatte heftige Kopfschmerzen und wollte für ein paar Stunden ausruhn, es hat aber nichts zu bedeuten.“

Herr Verborrd warf einen Blick nach der Uhr auf dem Kamin und sagte eilig:

„Ich muß mich sofort fertig machen, um zu Herrn Dorneval zu gehn, die Zeit drängt. Sieh, da ist Herr Banks, Laurentia, der hat es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, nach Amerika zu gehn. Ich überlasse ihn Dir und hoffe Du wirst ihm den unsinnigen Einfall ausreden.

Zum ersten Mal in seinem Leben zeigte er sich mir gegenüber halsstarrig, wenn er aber auch Deinem Rath widerstehn sollte, so ruf nur Felicitas, die wird den unruhigen Geist sicher zur Vernunft bringen. — Wenn ich wieder herunterkomme, werde ich unsern jungen Träumer bitten, mich eine Strecke Weges zu begleiten; bis gleich, also, und Sie, Raphael vergessen Sie nicht, daß wir alle Ihre guten Freunde sind und es aufrichtig mit Ihnen meinen.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Madame Verboord hatte den jungen Mann anfangs mit einem Gefühl der Unzufriedenheit und Strenge angesehn; aber die unverkennbaren Spuren eines endlosen Schmerzes auf seinem Gesicht rührten sie und flößten ihr Mitleiden ein. Die Ankündigung von Raphaels Vorsatz, Antwerpen sofort zu verlassen, bestätigte ihre Ansicht, daß er nicht im Stande sei, freiwillig seine Pflicht zu verletzen.

„Sie wollen also wirklich nach Amerika, Herr Banks?“ fragte sie.

„So ist es, Madame Verboord,“ entgegnete

Raphael, „empfangen Sie den innigsten Dank für alle mir erwiesene Güte, das Andenken daran wird mich begleiten bis zu meiner letzten Stunde. Wo immer ich sein möge will ich zu Gott flehn, daß er Sie segne und Ihnen ein glückliches Leben verleihe. Bitte, versuchen Sie nicht, meinen Entschluß zu ändern, es würde mir schmerzlich sein, Ihrem Rath widerstehn zu müssen."

„Sie fürchten, daß ich suchen möchte, Sie zurückzuhalten?" fragte Madame Verboord. „O nein, im Gegentheil, Ihr Fortgehn beweis't mir, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe, Ihr Vorsatz ist lobenswerth, ich kann ihn nur billigen.

Raphael wurde abweselnd roth und blaß.

„Ja," fuhr die Dame fort; „ich weiß, daß Sie in Ihrem Herzen, vielleicht unbewußt, eine unmögliche Hoffnung gehegt haben. Anklagen kann ich Sie nicht, nur bedauern; gehn Sie, „Herr Banks, und suchen in einer weiten Reise Vergessenheit. Wir werden Ihrer inzwischen in treuer Freundschaft gedenken."

Bleich und sprachlos blickte Raphael zu Boden, er bebte sichtbar.

Auch Madame Verboord schwieg einen Augenblick, dann sagte sie sanft:

„Verlieren Sie den Muth nicht, Raphael, hoffentlich wird das Glück Ihnen lächeln in Amerika. Wir wollen Ihrer in unsern Gebeten gedenken, damit Gott Sie beschirme. Sollte es aber dennoch geschehn, daß das Schicksal sich Ihnen ungünstig erwiese im fernen Lande, so erinneren Sie sich, daß Sie in Antwerpen treue Freunde zurückgelassen haben."

„Dank, tausend Dank! Möge Gott Ihnen vergelten!" rief der Jüngling.

„Was Sie jetzt betrübt," fuhr Madame Verboord noch freundlicher fort, „ist ein Ge=

fühl, das Sie für unauslöschlich halten, das aber bald schwächer wird und mit der Zeit ganz vergeht. In wenig Monaten werden Sie schon ruhiger darüber denken und endlich ganz vergessen . . ."

„Vergessen? Niemals, niemals!" unterbrach sie Raphael.

„Sprechen Sie nicht weiter, glauben Sie meinen Worten. Verbergen Sie in dem tiefsten Grund Ihres Herzens ein Geheimniß, das Niemand erfahren darf, vorzüglich nicht mein Mann, denn es würde ihn mit Schmerz erfüllen."

„Wieder herrschte eine peinliche Stille, während einiger Minuten.

„Und wann denken Sie fortzugehn?" fragte endlich Madame Verboord.

„Morgen, übermorgen, ich weiß es selbst noch nicht, jedenfalls so bald als möglich," war die Antwort.

„Morgen, übermorgen?" wiederholte sie ängstlich, „nein, nein, das geht nicht, es würde Ihre edelmüthige Absicht vielleicht ganz unnütz machen. Mein Gatte, Ihre Freunde, Ihre Mitarbeiter würden dadurch leicht aufmerksam und auf die wahre Fährte geführt werden. Ich bitte Sie dringend, bleiben Sie noch einige Zeit, und sollten es nur wenig Wochen sein; die Ruhe meines Mannes, die Ehre eines Wesens, das mir theurer ist als das Leben, liegt hier in der Wagschale. Nicht wahr, Sie schlagen mir meine Bitte nicht ab, Sie schieben Ihre Abreise auf bis Sie fortgehn können, ohne Verdacht zu erregen."

„Ich will suchen, Ihren Wunsch zu erfüllen," antwortete Raphael mit einem schmerzlichen Seufzer, „aber es hängt von gewissen Umständen ab, von meiner Stärke, meiner Schwäche. Gott verleihe mir den nöthigen

Muth, um der unerbittlichen Macht zu widerstehn, die mich beherrscht."

„Da höre ich meinen Mann herunterkommen," sagte Madame Verboord, „ich bitte Sie noch einmal dringend, Raphael, verbergen Sie ihm die Ursache ihres Fortgehns."

Der Kaufmann trat in's Zimmer und rief, indem er sich lachend die Hände rieb:

„Nun, wir haben gesiegt, nicht wahr?"

„Wenigstens zum Theil," erwiderte seine Gattin.

„Ich werde den Sieg vollständig machen, Laurentia. Kommen Sie, mein junger Freund, begleiten Sie mich zum großen Markt, ich will unterwegs so viele unwiderlegbare Gründe geltend machen, daß Sie nichts mehr zu sagen wissen. Wir bleiben in Antwerpen, lieber Banks, wenigstens bis nach der Hochzeit. Inzwischen läuft noch viel Wasser durch die Schelde und verändern sich die Gedanken, eines gewissen jungen Mannes ganz und gar. Ich werde Sie lehren, so plötzlich und ohne weiteres Ihr Vaterland verlassen!"

Mit diesen Worten führte er seinen jungen Gefährten der Thür zu.

Frau Verboord war aufgestanden und ihnen gefolgt; sie ergriff zum Abschied Raphaels Hand drückte sie zärtlich und sagte:

„Muth, Herr Banks, und unerschütterliche Pflichttreue!"

„Gott wolle Ihnen tausendfach vergelten," flüsterte Raphael, während er hinter seinem Herrn aus dem Zimmer trat.

VI.

„Wie kleinmüthig Du bist, meine gute Felicitas," sagte Madame Verboord zu ihrer Tochter, die still träumend am Tische saß. „Suche doch diesen Ausdruck der Trauer aus Deinem Gesichte zu vertreiben. Du hast ja gesehn, wie bekümmert Dein Vater aussah, als er gestern Abend nach Haus kam; ich zitterte vor Angst, obwohl seine Worte vermuthen ließen, daß seine Unruhe wieder einmal von Handelssachen herrührte. Aber wenn er dennoch Etwas gemerkt oder Verdacht geschöpft hätte! — Gleich kommt der Vater herunter; wenn er Dich so nachdenkend findet, wird er fragen was Dich so schwermüthig macht, also bitte, mein Kind, gib ihm keine Veranlassung dazu."

„Fürchte nichts, Mutter, ich fühle mich stark," antwortete Felicitas.

„Das ist ein wahres Glück, nun Herr Dorneval und Alfred heute zum ersten Mal bei uns speisen werden. Ich begreife sehr wohl, daß dieser erste Besuch Deines Bräutigams Dich ein Wenig erschreckt, das würde unter allen Umständen der Fall sein, aber, Felicitas, vergiß nicht, daß Deines Vaters Ruhe und Glück von Deinem Muth abhängen."

„Sei unbesorgt, meine liebe Mutter, ich werde mich schon zusammen nehmen, wenn nur der Gedanke an Raphael mich nicht quälte, der

Aermste liegt gewiß auf dem Krankenbette darnieder."

„Da irrst Du, mein Kind; Raphael hat eingesehn, daß ihn eine strafbare Hoffnung erfüllt, und in Folge dessen einen muthigen und weisen Entschluß gefaßt.

In vierzehn Tagen reis't er nach Amerika ab. Laß sein lobenswerthes Pflichtgefühl Dir ein Vorbild sein, Felicitas; er hat Trost und Stärke gefunden in der geduldigen Unterwerfung unter das Schicksal, Dir wird bei gutem Willen, das Gleiche zu Theil werden."

„Ach, wenn der Vater ihm nur gestern nicht, freilich ohne es zu wissen, von neuem eine blutende Wunde geschlagen hätte," seufzte Felicitas.

„Du scheinst geträumt zu haben, liebe Tochter."

„Nein, nein, Mutter, erinnere Dich nur der Worte, welche der Vater bei seiner Zurückkunft zu uns gesprochen. Erzählte er nicht, daß er zu Raphael gesagt, wie er eigentlich die Absicht gehabt habe, ihn für heute zum Essen zu bitten, daß das aber nun nicht anginge, weil die beiden Herren Dorneval sich angekündigt?"

„Ja, aber ist das denn nicht ganz natürlich?"

„Solche Demüthigung!" rief Felicitas.

„Demüthigung? Durchaus nicht! Die Sache, worüber hier verhandelt werden muß, macht die Gegenwart Dritter ganz unmöglich."

Ein peinlicher Ausdruck, eine Art von bitterem Lächeln zeigte sich in Felicitas Zügen.

„Mein Vater hatte dem Raphael gesagt," fuhr sie fort, „daß er ihn unter irgend einem Vorwande beim Desert rufen lassen wolle, um ein Glas Wein zu trinken und auf meine Verlobung anzustoßen. Glaubst Du, Mutter, daß sein stolzes Herz nicht durch einen solchen Vor-

schlag empfindlich berührt ist? Er in Gegenwart Alfreds wie ein Diener beim Desert mit einem Glase Wein beschenkt, um auf seine eigne Erniedrigung, vielleicht auf seinen frühen Tod zu trinken!“

„Nun, er wird einfach nicht kommen.“

„Nein, Mutter, er wird nicht kommen, aber den Schlag hat er erhalten, und sein Herz blutete darunter, davon kannst Du überzeugt sein.“

„Kind, Kind, Du hattest mir doch versprochen, nicht mehr an ihn zu denken,“ sagte Madame Verboord kopfschüttelnd, „und da finde ich Dich heute noch schwächer als gestern.“

„Verzeih' mir, liebe Mutter, ich will ja versuchen, ihn zu vergessen,“ bat Felicitas, „gewiß, Du sollst mit mir zufrieden sein.“

„Da höre ich den Vater kommen, laß ihn um Gotteswillen Deinen Kummer nicht merken,“ rief Madame Verboord.

Der Kaufmann trat in's Zimmer; unverkennbare Spuren von Besorgniß waren wieder in seinem Gesichte ausgeprägt. Seine Frau rief ihm einen freundlichen Gruß entgegen, Felicitas stimmte ein und versuchte zu lächeln. Dennoch schien er zu empfinden, daß etwas Gezwungenes in diesen Beweisen der Zuneigung lag, und seine eigne Sorge unterdrückend, sagte er in scherzhaftem Ton:

„Ich weiß nicht, Ihr seid beide unbegreiflich. Du, meine Tochter, sollst heute als Braut den Mann empfangen, der Dir, mit seinem ehrenvollen Namen, Ansehn in der Welt und Reichthum schenken wird, und Du, Laura, erwartest denjenigen, welchem Du das Lebensglück Deiner Tochter anvertrauen willst. — Und da sitzt Ihr nun beide gedankenvoll und trübselig, als ob etwas Unangenehmes, ja ein Unglück geschehn sollte.“

„Aber Du irrst, Verboord, wir sind froh und wohlgemuth," bemerkte seine Frau.

„Außer Euch vor Freude müßtet Ihr sein," entgegnete der Kaufmann, „nehmt Euch ein Beispiel an mir. Die Nachrichten in Bezug auf den Caffee sind wieder ungünstig; unter andern Verhältnissen würde mich das beunruhigen und betrüben, jetzt aber berührt es mich kaum. Felicitas glänzende Verbindung ist ein so glückliches Ereigniß, daß es mich stark macht gegen alle Widerwärtigkeiten. Ich begreife sehr, daß ein junges Mädchen unter solchen Umständen die Freude zügelt, welche sie erfüllt, aber heiter und aufgeräumt darf sie sich immerhin zeigen, besonders gegen den Bräutigam und dessen Vater. Du lächelst? Nun, nun, es wird schon gehn, Du hast Verstand und bist unwiderstehlich, „wenn Du willst."

Damit schritt er zu der andern Thür des Zimmers und sagte noch im Gehn!

„Was Dich betrifft, Laurentia, so brauche ich Dich nicht zu erinnern, daß Dir, als Mutter der Braut, die große Verantwortlichkeit für unser heutiges Diner obliegt, Du hast ohne Zweifel Deine Anordnungen bereits getroffen. Jedenfalls hoffe ich, daß unsere Gäste einen guten Eindruck von Deiner Befähigung als Hausfrau mitnehmen werden."

„Sei darüber ohne Sorge, Du weißt doch, daß Du Dich darin auf mich verlassen kannst, Du wirst zufrieden sein," war die Antwort.

Der Kaufmann verließ das Zimmer und trat in sein Kabinet, wo er sich am Tische niedersetzte; er faltete eine Zeitung auseinander und begann eifrig zu lesen. Dann stützte er den Kopf in die Hand und sah nachdenklich vor sich hin.

„Ja, ja," flüsterte er, „Alles deutet darauf hin, daß das Sinken des Kaffees sich wiederho-

len wird, aber warum sollte ich mich dadurch erschrecken lassen? Da Herr Dorneval mir gestattet, über die nöthigen Mittel zu verfügen, brauche ich um die Bezahlung der Wechsel nicht zu sorgen, kann mit aller Ruhe das Steigen der Preise erwarten. Außerdem, so bald die Geldsendung aus Charleston ankommt, bin ich nach allen Richtungen gedeckt. Nun das Schicksal meines Kindes in so günstiger Weise gesichert ist, wäre es Unrecht, wollte ich mich durch die Furcht vor möglichen Verlusten betrüben lassen."

Wieder nahm er die Zeitung und begann zu lesen, doch alsbald entfiel sie wie das erste Mal seiner Hand und er nahm seine Betrachtungen wieder auf.

„Es sind schlechte Prophezeihungen, welche die Correspondenz aus London bringt;" murmelte er, „wenn sie sich verwirklichten, ich verlöre einen großen Theil meines Vermögens. Die Abendpost bringt vielleicht bessere Aussichten, — indessen, wer kann es wissen? Wenn nun die Nachrichten noch ärger wären?"

Bedenklich schüttelte er den Kopf.

„Das Fallen der Preise ist einstweilen noch nicht so stark, ich thäte vielleicht gut, jetzt zu verkaufen. Das wäre freilich ein sehr unvortheilhaftes Geschäft, aber ich würde doch vor weiteren Verlusten gesichert, auch viel beruhigter sein. Was thun? Es muß ein rascher Entschluß gefaßt werden."

Er stand auf und zog die Glocke, ein Commis erschien gleich darauf an der Thür des Cabinetts.

„Sagen Sie Herrn Banks, daß er herkomme," befahl der Kaufmann.

„Herr Banks ist nicht auf dem Comptoir," war die Antwort.

„Er hat mir doch versprochen, gegen neun

Uhr hier zu sein," murmelte Verboord unzufrieden. „Er kommt gewiß sogleich," fuhr er zu dem jungen Mann gewendet fort, „Sie, Heinrich, gehn inzwischen sogleich zur Post und holen meine Briefe; sagen Sie auf dem Büreau, daß ich Herrn Banks sprechen muß, sobald er erscheint." —

Langsam verging dem Wartenden die Zeit, ungeduldig richtete er seine Augen auf die Thür des Cabinetts; endlich kam der Commis zurück und überreichte seinem Herrn ein ganzes Paket von Zeitungen und Briefen.

„Und Herr Banks?" fragte Verboord.

„Ist noch nicht gekommen."

„Gut, Heinrich, Sie werden ihm sagen, daß ich ihn sogleich zu sprechen wünsche."

Der Commis ging.

In seiner Ungeduld zu erfahren, was die fremden Blätter über den wahrscheinlichen demnächstigen Cours des Caffees bringen würden, warf Herr Verboord die Briefe auf den Tisch und wollte eben eine englische Zeitung entfalten als sein Blick auf ein Schreiben mit einem ausländischen Stempel fiel.

„Ah, sieh da, aus Amerika, von Charleston!" rief er in freudiger Ueberraschung und eiligst riß er das Siegel auf.

Kaum aber hatte er die ersten Zeilen gelesen, als er erbleichte; seine Hand begann zu zittern und mit einem Angstschrei sank er in seinen Sessel zurück.

„Großer Gott, was ist das?" seufzte er dann, „nein, nein, es ist nicht möglich! Das Haus Ortado unfähig, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen! . . . ."

In stummer Verzweiflung ruhten seine Augen auf den verhängnißvollen Zeilen, dann sprang er auf und lief aufgeregt im Zimmer umher, als suche er einer schrecklichen Ueberzeu-

gung zu entfliehn. Dabei rang er die Hände, schlug sich vor die Stirn und murmelte allerlei verwirrte Worte, die Vertrauen und Muth ausdrücken sollten, aber mit seinem übrigen Gebaren in direktem Widerspruch standen.

Endlich sank er wieder in seinen Sessel und sagte nach Fassung ringend:

„Aber warum nur der grundlose Schrecken? O diese armseligen Nerven, die mir immer wieder die Herrschaft über mich selbst entreißen! Das Unglück ist nicht so groß, vielleicht selbst von Unglück gar keine Rede. Das Haus Ortado ist fest und stark, besondere Umstände zwingen es, mich um Ausstand zu bitten. Innerhalb eines Monats wird es im Stande sein, alle Verpflichtungen zu erfüllen. Der Verkauf der übersandten Waaren ging gegen alles Vermuthen sehr langsam, beginnt jetzt lebendiger zu werden. Einige Banken in den vereinigten Staaten sind gefallen und haben das Haus Ortado in vorübergehende Schwierigkeiten gebracht. Was ist denn daran so hoffnungslos? Die Hülfe des Herrn Dorneval setzt mich in den Stand zu warten. Gewiß, die Nachricht ist durchaus nicht angenehm und erfreulich, aber mein Schrecken ist unbegründet, wahrscheinlich werde ich keinen einzigen Gulden verlieren."

Diese Erwägungen setzte er noch eine Zeitlang fort, bis er wieder im Stande war, andern Gedanken nachzuhängen. Dann griff er nach der ihm entfallenen Englischen Zeitung und warf einen Blick in den Coursbericht.

Ein neues Zittern erschütterte seine Glieder, wieder erblaßte er.

„Das Sinken des Caffees in London nimmt seinen Fortgang," murmelte er mit hohler Stimme, „das Unglück bedroht mich von allen Seiten. O mein Gott! es ist um verrückt zu werden!"

Er versuchte einen Augenblick seine Angst zu bekämpfen, aber vergebens.

„Elende Nerven! ich vergehe vor Schrecken, als ob schon unrettbarer Ruin über mich hereingebrochen wäre! Das neue Sinken der Preise beträgt bis jetzt erst zwei Procent, aber wird es dabei aufhören? Ich muß mich rasch entschließen, nun es noch Zeit ist. Banks, wo bleibt nur Herr Banks?“

Und von ängstlicher Ungeduld getrieben, verließ er das Kabinet um einen Blick in das Comptoir zu werfen.

„Er ist noch immer nicht da, und hatte mir doch fest zu kommen versprochen,“ sagte Herr Verboord; dann wandte er sich wieder dem Kabinet zu, hatte schon die Hand am Thürschloß als er noch einmal umkehrte und, vielleicht ohne es selbst zu wissen, nach dem Speisezimmer schritt, wo sich seine Frau und Tochter befanden.

Inmitten des Gemaches blieb er stehn, schlug sich vor die Stirn und sagte:

„Was ich nur hier wollte? Alle die Sorgen verwirren mir den Kopf!“

Er wollte zurückgehn, aber seine Frau und Felicitas hatten bemerkt, wie entstellt er aussah. Nicht zweifelnd, daß ihm ein großes Unglück zugestoßen sei, eilten beide auf ihn zu, Felicitas fiel ihm um den Hals und rief:

„Armer Vater, was ist Dir geschehn, daß Du so traurig bist? Wohl wieder meinetwegen, aus Liebe zu Deinem Kinde, nicht wahr? O, sei ruhig, Du wirst Dich sonst krank machen. Laß die Sorge um meine Zukunft Dein Leben nicht verkürzen; Deine Gesundheit, mein bester, liebster Vater, ist kostbarer in meinen Augen als alle Schätze der Welt.“

Auch Madame Verboord suchte ihrerseits den Gatten zu tröstein und ermuthigen, und dieser

bemerkte zu seinem Leidwesen, daß er einer Aufklärung nicht gänzlich werde entgehen können. Er setzte sich nieder, suchte gewaltsam seiner Stimme einen ruhigen Ausdruck zu geben und sagte:

„Ihr macht Euch unnöthige Sorge, ich bin einfach ermüdet vom vielen Denken und Rechnen. Lieber Gott, das Leben eines Kaufmanns ist einmal nichts Anderes als Arbeit und Aufregung; können wir doch nie gewiß sein, ob nicht das Schicksal, während es uns auf der rechten Seite zulächelt, auf der linken den Schlag vorbereitet, der uns schrecklich treffen wird. Was Wunder, wenn ich da bei ungünstigen Berichten zuweilen etwas bekümmert bin?"

Diese Erklärung, statt die beiden Zuhörerinnen zu beruhigen, vermehrte im Gegentheil noch ihre Angst; aus Felicitas Augen schlichen stille Thränen.

„Ach Gott, Du verbirgst uns wieder die Ursache Deines Trübsinns," seufzte Madame Verboord. „Die Berichte sind also ungünstig, sehr ungünstig ohne allen Zweifel, sonst könnten sie Dich nicht so gänzlich niederschlagen."

„Nein, nein, Laurentia," versetzte der Kaufmann, „wenn mein Gesicht Dich täuscht, so ist das eine Folge der Reizbarkeit meiner Nerven. Da Du denn aber durchaus wissen willst was geschehn ist, nun so muß ich Dir es sagen, obwohl Damen sich besser nicht in solche Sachen mischen. Mein Correspondent in Charleston, von dem ich eine bedeutende Geldsendung erwartete, bittet mich um einen Monat Ausstand. Das würde mich in große Verlegenheit gebracht haben, wenn nicht Herr Dorneval mir seine unbeschränkte Hülfe zugesagt hätte, denn im Laufe der nächsten Woche muß ich sehr schwere Wechsel bezahlen. Nun aber kann ich ruhig

einen Monat, ja länger noch warten; daß ein Handelshaus um Ausstand bittet, ist allerdings Etwas, das Sorge wecken kann, aber einstweilen habe ich nichts zu befürchten.

„Gott sei gelobt!" rief Felicitas aufathmend.

„Und das ist Alles?" fragte ihre Mutter zweiflend.

„Noch etwas Anderes macht mir Sorge," antwortete der Kaufmann. „Die Caffeepreise sinken wieder und da bin ich leider mit einem bedeutenden Verluste bedroht."

Ein ängstlicher Seufzer entfuhr dem Mädchen.

„Sei ruhig, mein Kind; unter andern Verhältnissen würde das Uebel freilich groß sein, nun aber bin ich im Stande es ohne übermäßigen Kummer zu tragen, Dank Deiner glücklichen Heirath. Herr Dorneval stellte mir sein ungeheures Vermögen und seinen grenzenlosen Credit zur Disposition, da habe ich so leicht nichts zu fürchten. Sei deßhalb recht liebenswürdig beim Mittagessen, Felicitas; laß Deine Dankbarkeit Dich anspornen, dem alten Herrn Dorneval zu zeigen, daß wir seinen Edelmuth zu schätzen wissen."

Felicitas versicherte ihren Vater, daß sie Alles ausbieten wolle, um seinen Wunsch zu erfüllen und suchte durch allerlei Liebkosnngen seinen Trübsinn zu verscheuchen, denn trotz seiner beruhigenden Worte war der Ton seiner Stimme sehr bedrückt und schmerzvoll.

Eine Zeitlang hatte er den Zärtlichkeiten seiner Tochter gelauscht, und war dann in tiefes Nachdenken versunken, den Blick zur Erde gerichtet.

Da faßte seine Gattin ihn bei der Hand und sagte:

„Sei vernünftig, bester Mann, und mach' Dich und uns nicht unglücklich durch zu großen

Kummer, wenn wir auch einigen Verlust erleiden. Es wird so arg nicht sein, und wir werden schon noch genug übrig behalten. Gewinnen, verlieren und wieder gewinnen, daraus besteht ja nun einmal der Handel . . . Du antwortest nicht? woran denkst Du denn so sorgenvoll?"

„Woran ich denke?" murmelte er aufblickend; „ich erwäge, ob es nicht angemessen wäre, meinen Caffee heut Morgen zu verkaufen. Weßhalb nur Banks nicht kommt, er scheint seinen früheren Eifer verloren zu haben! Vor neun Uhr wollte er hier sein; wenn ihn Etwas daran hinderte, so hätte er mir doch wenigstens Nachricht schicken sollen. Aber sprechen will und muß ich ihn!"

Mit diesen Worten ging er in eine Ecke des Zimmers und riß heftig an dem Schellenzug. —

„Theresia, geh' sogleich in das Büreau," sagte Verboord zu dem die Thür öffnenden Mädchen, „und bitte Herrn Heinrich, daß er sich eilig zu der Wohnung des Herrn Banks begibt und ihn wissen läßt, daß ich ihn mit Ungeduld erwarte."

„Hier ist ein Brief von Herrn Banks," erwiderte die alte Magd, „den mir so eben Herr Walberg, der Mäkler übergibt, mit dem Auftrag, ihn sofort Ihnen zu bringen."

Herr Verboord öffnete eilig das Schreiben, während er überrascht ausrief:

„Wahrhaftig, ein Brief von Raphael, was das nur bedeutet?"

Die Ankündigung machte auf die beiden Damen einen sehr verschiedenen Eindruck; Madame Verboord war erschrocken aufgesprungen, als fürchte sie die Enthüllung eines verhängnißvollen Geheimnisses; in Felicitas Zügen spielte

10

ein Lächeln, das sie aber eben so schnell wieder unterdrückte.

Plötzlich stampfte der Kaufmann so heftig auf den Fußboden, daß das Zimmer dröhnte.

„Das ist unerhört!“ rief er aus, „da verpflichte sich Einer die jungen Leute, thue ihnen Gutes, sorge für ihre Zukunft wie für die des eignen Sohnes, um endlich durch den schwärzesten Undank belohnt zu werden!“

„Lieber Himmel, was enthält denn der Brief?“ rief Madame Verboord erschreckt.

„Was er enthält? Schöne Dinge, hör' nur, Laurentia, es wird Dir klar werden, daß Banks, wie so viele Andere, nur zum Schein uns dankbar und anhänglich war. Sein Brief ist nicht allein eine Pflichtverletzung, sondern auch eine grobe Unhöflichkeit wegen seiner unverschämten Kürze.“

„Und vor Zorn bebend las er die folgenden Zeilen:

„Verehrtester Herr.

„Mir fehlt die Kraft, mein Versprechen zu erfüllen. Das Schicksal und die unerbittliche Pflicht beherrschen mich. Klagen Sie mich nicht der Undankbarkeit an, denn mein Herz wird ewig Ihrer Güte und Wohlthaten gedenken. Verzeihen Sie einem Unglücklichen. Gott schütze Sie.

Raphael Banks.

„Nun, was sagt Ihr von solcher Tollheit? „Ich gehe fort, Audieu,“ das ist Alles! So für meine Güte belohnt zu werden! Aber vielleicht ist es noch Zeit . . .“

Er rief die Magd zurück und fragte:

„Ist Walberg noch auf dem Büreau?“

„Ich glaube es wohl, Herr Verboord.

„Geh und sag' ihm, daß ich ihn ersuche, hieherzukommen, ich will ihn sprechen!“ —

Einen Augenblick später trat der Mäkler in

das Zimmer. Wahrscheinlich vermuthete er, was der Kaufmann von ihm zu wissen wünschte, denn sein Gruß war kaum hörbar, ernst und kalt.

„Wer übergab Ihnen diesen Brief, Herr Walberg?“ fragte Verboord, der seinen Aerger und seine Ungeduld kaum bezwingen konnte.

„Mein Freund Raphael Banks,“ war die Antwort.

„Wo hat er Ihnen denselben gegeben?“

„In seiner Wohnung, vergangene Nacht.“

„Vergangene Nacht? Sie waren also bei ihm während der Nacht?“ rief der Kaufmann.

„Jawohl, Herr Verboord.“

„Und er will wirklich abreisen?“

„Er ist schon abgereis't; heut Morgen, vor Anbruch des Tages, habe ich ihn zu dem englischen Dampfboot begleitet. Jetzt ist er längst in der See.“

Herr Verboord knirschte vor Wuth mit den Zähnen, während der junge Mann ihm ruhig, beinah wie anklagend gegenüber stand. Nachdem der Erstere sich einigermaßen beruhigt, sagte er.

„Da Sie die ganze Nacht hindurch bei Ihrem Freunde gewesen sind, werden Sie vielleicht die Gründe seiner sonderbaren Flucht kennen.“

„Ich kenne sie, Herr Verboord.“

„Nun, so haben Sie die Güte, mir dieselben zu erklären.“

Walberg blieb stumm.

„Sie sollen sagen, was Sie wissen,“ rief der Kaufmann zitternd vor Ungeduld, „ich befehle es Ihnen! Sie weigern sich? Also legen Sie durchaus kein Gewicht auf meine Achtung und mein Wohlwollen?“

„Ich bedaure, Ihren Wünschen nicht entsprechen zu können,“ sagte Walberg eben so

kühl wie zuvor. „Die Ursache von Raphaels Abreise ist ein Geheimniß, das Niemand weiß und wissen darf als er und ich. Keine Macht der Welt würde es mir entreißen.“

„So gehn Sie, mein Herr“, rief Verboord außer sich, „Ihr Freund ist ein Undankbarer, der um seine sinnlosen Plane auszuführen, alles Gute vergißt, das man ihm erwiesen hat!“

Walberg wandte sich der Thür zu; ehe er aber das Zimmer verließ, sagte er mit lauter Stimme:

„Mein Freund ist ein edler Mensch, und Sie, die ihn so schwer beschuldigen, sollten vielmehr ihm dankbar sein, weil er den Muth hat, sein Glück und seine Zukunft auf dem Altare der Pflicht zu opfern.“

Herr Verboord wollte nach der Erklärung dieser sonderbaren Worte fragen, Walberg hatte das Zimmer aber eilig verlassen.

Ueberwältigt durch ein Gefühl, das sie nicht länger beherrschen konnte, hatte Felicitas ihren Kopf auf den Tisch gelegt und verbarg so die Thränen, die ihren Augen entströmten. Ihre Mutter, welche der Unterredung voll Angst gelauscht hatte, athmete jetzt freier in dem Gedanken, daß Verboord der Aufklärung glücklich entgangen war.

Der Kaufmann lief im Zimmer hin und her und machte seinem Aerger Luft, indem er heftige Anklagen gegen Raphael und seinen Freund Walberg erhob; vielleicht suchte er darin zugleich eine Ableitung des Schreckens und der Sorge, welche der bedrohliche Stand der Angelegenheiten ihm einflößte.

„Aber begreifst Du denn etwas von all' diesen Verrücktheiten, Laurentia?“ rief er endlich, vor seiner Frau stehen bleibend. „Geheimnisse? undurchdringliche Geheimnisse? Opfer des Glücks auf dem Altare der Pflicht? Dankbar nennt er

sich, und verläßt mich doch trotz seines Versprechens? Mir scheint eine schnöde Heuchelei unter solcher Dankbarkeit zu stecken. Wer weiß, vielleicht hat er bei dem anhaltenden Sinken der Kaffeepreise und dem Ausbleiben der Geldsendung aus Charleston gedacht, daß der Ruin unausbleiblich sei und sich deßhalb aus dem Staube gemacht, mich zum Lohn für all' meine Güte feige verlassen!"

Ein unwilliger Ausruf entfuhr bei diesen Worten den Lippen seiner Tochter; während Madame Verboord bittend sagte:

„Sei nicht ungerecht, lieber Mann, Banks kann krank, von Sinnen, thöricht sein, aber undankbar und feige wird er niemals werden. Wenn er einen großen Kummer um den Preis seines Lebens von Dir abwenden könnte, er würde es ohne Zaudern hingeben."

Felicitas sprang auf und fiel ihrer Mutter mit Thränen um den Hals. „Dank, tausend Dank!" flüsterte sie.

Dem Kaufmann schien plötzlich ein Gedanke zu kommen; er schüttelte den Kopf und sagte mit auffallender Ruhe:

„In der That, diese unerwartete Abreise ist mir sehr fatal und der Verdruß darüber hat mich vielleicht zu unbilligem Urtheil verleitet. Weine nicht, Felicitas, alle diese Widerwärtigkeiten, so kurz auf einander, verwirren Einem den Kopf, aber nun ist es vorbei. Setze Dich hin, mein Kind, und sei ruhig."

Er führte selbst seine Tochter zu ihrem Stuhl zurück und wandte sich dann wieder zu seiner Frau.

„Laura," sagte er in ernstem Ton, es geschehen hier Dinge, die man mir verheimlicht. Du scheinst darum zu wissen und Felicitas vielleicht ebenfalls. Laß einmal hören, was ist

das schreckliche Geheimniß, welches ich nicht wissen darf?"

Madame Verboord zuckte die Achseln, bleich und sprachlos.

„Also auch Du, Laurentia!" rief der Kaufmann vorwurfsvoll.

In diesem Augenblick öffnete ein Commis die Thür und sagte:

„Herr Dorneval kommt eben auf's Büreau und beauftragt mich, Ihnen zu melden, daß er Sie zu sprechen wünsche."

„Herr Dorneval?" rief Verboord ungeduldig, „so führen Sie ihn doch zu uns herein, Heinrich."

„Er wünscht mit Ihnen allein zu sein, ich habe ihn in den Saal gewiesen, war die Antwort.

Der Kaufmann begab sich in den Saal; mit einem freundlichen Gruß ging er auf Dorneval zu, und reichte ihm die Hand. Dieser aber begegnete ihm so ernst und gemessen, sein Gegengruß war so kalt und steif, daß eine Ahnung neuen Unheils den armen Verboord überfiel.

„Sie haben verlangt mich zu sprechen?" sagte er, „bitte, nehmen Sie Platz."

Dorneval sah ihn mißtrauisch an und sagte:

„Haben Sie Nachrichten aus Charleston empfangen?"

„Ja, schlimme Nachrichten."

„Sehr schlimme sogar; ich bedaure Sie, Verboord."

„Es läßt sich einmal nichts daran ändern. zum Glück bin ich im Stande zu warten, bis das Haus Ortado seine Geschäfte wieder regelmäßig fortsetzen kann."

„Wie lauten denn Ihre Berichte?"

„Man schreibt mir, daß in Folge flauen

Verkehrs und des Sturzes einiger Bankgeschäfte eine vorübergehende Crisis eingetreten sei und bittet um einen Monat Ausstand."

„Dieselbe Bitte ist an mich ergangen."

„Es wird nichts zu bedeuten haben, ich hoffe wir kommen mit dem bloßen Schrecken davon, meinen Sie nicht auch, Herr Dorneval?"

„Die Berichte waren falsch," entgegnete dieser, „ich habe mit derselben Post einen Brief aus Charleston von einem Geschäftsfreunde erhalten; er meldet mir, daß das Haus Ortado seine Zahlungen gänzlich eingestellt hat."

„Großer Gott!" schrie Verboord, entsetzt zurückfahrend.

„Und daß," fuhr der Andere fort, „im günstigsten Fall die Gläubiger die Hälfte ihrer Forderungen bekommen werden. Es scheint, daß die Sachen des betreffenden Hauses schon seit einiger Zeit in's Stocken gerathen waren, mein Freund schreibt, daß es schwer sei, einstweilen einen klaren Einblick in die Verhältnisse zu thun. Nun, Verboord, halten Sie den Muth aufrecht und betrüben Sie sich nicht all' zu sehr. Es ist ein arger Fall für Sie, ein großer Verlust, aber solchem sind wir einmal Alle und täglich ausgesetzt."

Verboord war in seinen Sessel zurückgesunken und hielt den starren Blick auf den Boden gerichtet.

„Wie groß ist die Summe, die Sie zu fordern haben?" fragte Dorneval, „wohl hunderttausend Franken?"

„Hunderttausend? viel mehr, ach mehr als das Doppelte!"

„Wenn nun das Haus Ortado 50 Procent bezahlt, so werden Sie über 100,000 Franken herausbekommen. Ihr Vermögen wird dadurch freilich vermindert aber Sie sind deßhalb nicht verloren, mein Freund, und ich sehe wahrhaf=

tig nicht ein, warum Sie den Muth aufgeben sollten."

Getröstet durch diese theilnehmenden Worte drückte der Kaufmann dem Andern die Hand.

„Ach," seufzte er, „das Schicksal verfolgt mich in trauriger Weise, aber ich preise Gott, daß er mir Ihre Freundschaft geschenkt. Haben Sie tausendmal Dank für die Beruhigung, die Sie mir zu Theil werden ließen, mir erwächst daraus die Kraft, unter allen Sorgen nicht zusammen zu brechen, seien Sie meiner innigen Dankbarkeit versichert."

Dorneval schwieg einen Augenblick, er schien verlegen, Etwas zu sagen, das ihm auf dem Herzen lag und das wohl die hauptsächliche Veranlassung war, die ihn hergeführt, endlich begann er:

„Herr Verboord, ich bedaure, daß es uns unmöglich ist, heut Mittag bei Ihnen zu speisen. Die Heirath an die wir dachten, ist wie Sie selbst einsehen werden, eine Sache, welche unter den einmal obwaltenden Umständen, aufgeschoben werden muß."

„Wie so? Sie weisen die Hand meiner Tochter für Ihren Sohn zurück?"

„Durchaus nicht," war die Antwort, „wir wollen abwarten, was die Angelegenheit in Charleston für einen Ausgang nimmt. Ist Ihr Verlust nicht übermäßig groß, so können wir die Unterhandlungen über die Verbindung unserer Kinder wieder aufnehmen, erleidet dagegen Ihr Vermögen einen bedeutenden Abbruch, so sprechen wir nicht weiter davon."

Der unglückliche Verboord war nicht weit davon, die Besinnung zu verlieren. Was ihm bis dahin noch einigen Muth gelassen, war die tröstende Gewißheit, daß die Zukunft seiner Tochter wenigstens gesichert sei und daß sie in der Welt eine ehrenvolle Stellung einnehmen

würde. Die süße Hoffnung wurde nun plötzlich aus seinem blutenden Herzen gerissen, denn die Worte von Alfreds Vater konnten nur als eine definitive Auflösung der Verlobung verstanden werden. Aus der Tiefe seines Schmerzes und aus der bittern Empfindung mit der ihn die Herzlosigkeit des Mannes erfüllte, den er für seinen Freund gehalten, schöpfte er indessen noch einige Kraft und sagte mit unverhohlener Entrüstung:

„Aber unser Vertrag, mein Herr, der Contrakt, den wir gestern gemeinschaftlich entworfen haben? Ist das erste Unglück, das mich trifft, hinreichend, Sie Ihr Wort zurücknehmen zu lassen? Ich dachte nicht, daß ein Freund ....“

„Was wollen Sie, mein lieber Verboord,“ unterbrach ihn Jener, „wir sind Kaufleute; eine Vereinbarung, welche die Grundlage verliert, auf der sie errichtet, fällt von selbst in einander. Vorläufig sind Sie ja doch nicht im Stande den Bestimmungen zu genügen, die wir vereinbart haben.“

„Wie meinen Sie das? Wenn es nöthig ist werde ich die 100,000 Franken, welche den Brautschatz meiner Tochter bilden sollen, rechtzeitig beschaffen.“

„Woher denn? haben Sie etwa geheime Schätze?“

„Nein, aber wenn ich meinen Caffee verkaufe, kann ich auf der Stelle so viel realisiren.“

„In der That? Aber sollten Sie das Geld nicht nöthig haben um die Wechsel zu bezahlen, von denen Sie mir gesprochen haben?“

Herr Verboord fuhr sich mit beiden Händen in die Haare und sprang auf, ein Schrei der Verzweiflung entrang sich seinen Lippen.

„Sie ziehen also ihre verheißene Hülfe zu-

rück? Sie überliefern mich erbarmungslos meinem traurigen Geschick?"

„Was kann ich machen, mein Verehrtester," sagte der Andere. „Ich würde mich sehr glücklich schätzen, Ihnen beistehen zu können, allein ich bin selbst wie Sie wissen, bei dem Ortadoschen Bankerott mit einer ansehnlichen Summe betheiligt und es ist in meiner Casse dadurch eine Lücke entstanden, welche mir fast Sorge verursachen könnte."

„Barmherziger Himmel!" rief Verboord an allen Gliedern bebend, „so muß ich denn zu Grunde gehn und der Entehrung anheim fallen? Die Wechsel, die entsetzlichen Wechsel!"

„Aber wenn Sie Ihren Caffee verkaufen?"

„Das ist längst nicht zureichend! O des Unglücks! O der Schande, die auf mich, auf meine Frau und mein armes Kind herabkommt! Ich werde darunter zu Grunde gehn, es wird mein Tod sein!"

Und seine letzten Kräfte zusammen nehmend, trat er mit gefaltenen Händen vor Dorneval und sagte flehend:

„Ich beschwöre Sie bei Allem was Ihnen theuer ist, verlassen Sie mich nicht in diesem Augenblick! Ich habe noch einigen Grundbesitz den ich Ihnen verpfänden will. Strecken Sie mir die Summe vor, welche mir nach dem Verkauf des Caffees noch fehlen wird, um die Wechsel einzulösen, damit ich, wenn ich auch verarme, doch meine Unterschrift honoriren kann, und nicht mein Name, der Name meines Kindes, mit Schmach bedeckt werde."

„Lassen Sie einmal sehn," murmelte Dorneval nachdenklich, „vielleicht könnte ich Ihnen wirklich behülflich sein . . ."

In diesem Augenblick wurde, nach eiligem Klopfen, plötzlich die Thür geöffnet; der eintretende Commis überreichte ein Papier und sagte:

„Ein Telegramm aus London für Herrn Verboord.“

Vielleicht in der Hoffnung, daß irgend eine günstige Nachricht ihm Trost gewähren könnte, ergriff Verboord das Blatt und riß, sobald der Ueberbringer sich entfernt hatte, das Sigel auf.

„Ruin, Ruin! Weh mir, ich Unglücklicher! Ortado geflohen, ein betrügerischer Bankerott, Alles ist verloren!“

Mit diesem Schmerzesschrei sank der Kaufmann bleich und entstellt in seinen Sessel.

Dorneval hatte das verhängnißvolle Blatt aufgerafft, das zur Erde gefallen war. Er las es, trat hin zu Verboord und sagte:

„Ich bedaure Sie von ganzem Herzen; wenn Sie, nachdem Sie sich einigermaßen erholt, zu mir kommen wollen, so können wir zusammen überlegen, ob Sie noch zu retten sind. Jetzt muß ich Sie allein lassen, diese Nachricht ruft mich nach Haus, ich verliere beinah eben so viel als Sie. Adieu.“

Mit diesen Worten verließ er langsam den Saal. —

Lange Zeit lag der unglückliche Kaufmann wie leblos in starrer Verzweiflung, dann sprang er auf und lief eilig zu dem Speisezimmer, dessen Thür er gewaltsam aufwarf.

Sein plötzliches Erscheinen, seine entstellten Züge entlockten den beiden Damen einen Angstruf; sie eilten ihm entgegen, er aber stieß sie heftig zurück und rief:

„Laßt mich! Ich bin von Sinnen! Verloren, arm, verachtet; kein Vermögen, keine Ehre, keine Hochzeit mehr! Alles ist vorbei!“

Und er sank in die Arme seiner Frau, die ihn wehklagend in einen Sessel gleiten ließ.

Während Felicitas ihre Arme um seinen

Hals schlang, und an seiner Brust in Thränen ausbrach, seufzte er mit erlöschender Stimme:

„Raphael, Raphael! . . . Verlassen . . . Verrathen auch durch ihn! . . . Die Wechsel, die unseligen Wechsel . . . ich sterbe . . .“

Und dann schloß er die Augen und sank bewußtlos zurück.

Frau Verboord war zur Thür gelaufen und rief so laut sie konnte:

„Theresia, Maria, Heinrich! Schnell, Hülfe! Einen Arzt, einen Arzt!“

Conscience, Hendrik,

Sammlung ausgewählter Schriften aus dem Vlämischen

Bd.: 56

Münster 1874